



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 37.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen
von

W. Hanna.

Neunzehntes Kapitel.

Die Tante nahm die Nachricht von meiner Entlassung mit unendlichem Kummer entgegen. Die arme Seele wußte, daß ich in letzter Zeit die Hauptstütze der Haushaltung gewesen, und sah nun im Geiste schwere Tage für uns alle herankommen, Tage der Not und der Dürftigkeit. Im ersten Jammer wollte sie sogar direkt nach dem Herrenhause eilen, den jungen Herrn zur Zurücknahme seines Entschlusses zu bewegen, ich hielt sie jedoch mit aller Entschiedenheit davon ab.

„Nimm Dir's nicht allzu sehr zu Herzen, Tante,“ sagte ich; „es wird mit der Zeit sicher wieder ins Geleise kommen. Wenn ich auch aus der Mine entlassen bin, die Mine ist die Welt noch nicht. Ich werde bestimmt was anderes finden. Nur keine Angst.“

Die Tante schüttelte den Kopf.

„Junges Volk nimmt alles auf die leichte Schulter. Wenn Du 'mal so alt sein wirst wie ich, Hugh, wirst Du auch die Dinge so ansehen wie ich, das Unangenehme obenan. Du sprichst wohl von was anderem finden, aber was ist denn im Dorf anderes als die Mine?“

„Ich will nach London gehen, Tante.“

„Nach London! Herr Jesus, was spricht der Junge! Nach London — was willst Du denn dort thun?“

„Vor allem will ich mit den Vorstandsmitgliedern der Gesellschaft reden und ihnen mitteilen, wie es um die Mine steht. Warte erst einmal ruhig ab, Tante, bis ich zurückkomme, vielleicht ist dann alles wieder in Ordnung.“

Die Tante war jedoch nicht zu beruhigen, sie weinte und jammerte still vor sich hin, als ob sie eine Ahnung gehabt hätte, welche dunkle Wolken sich über unserm Hause zusammenziehen sollten.

Was meinen Onkel anbetrifft, so hörte er, auf seinem Stuhle sitzend, meinen Bericht an, ohne irgend eine Bemerkung darüber zu machen. Ich dachte mir, daß er es gar nicht erfaßt hätte, und machte deswegen auch keinen Versuch, ihm die Ursache meiner Entlassung weiter auseinanderzusetzen.

Zeit war keine zu verlieren, so begann ich denn reiflich zu überlegen, was zu thun das Richtige sein werde. Von dem bitteren Ernst der Lage war ich innerlich so gut überzeugt wie die Tante selbst; die Anstellung in der Mine verlieren, hieß den Mangel in Bälde ins Haus einführen sehen, wenigstens für so lange, bis ich wieder Beschäftigung gefunden. Eine Möglichkeit zu letzterem lag meinem Hoffen



Die Mine von St. Gurlott. „Ich kann nicht nach Hause gehen, Hugh,“ sagte Annie traurig. (S. 434.)

nach in persönlicher Vorsprache bei der Minenverwaltung, die mich, wenn sie sich der Sache annehmen wollte, leicht bei einer andern Mine unterbringen konnte. Ueberdies war es auch meine Pflicht, die Herren von der Gefahr zu unterrichten, in welcher durch George Redruths Unglücksglück alle diejenigen schwebten, die in der St. Gurlotter Mine beschäftigt waren, und im Interesse derselben um schnelle Untersuchung und Abhilfe zu bitten.

Nachdem ich so weit im klaren war, setzte ich meine Abreise gleich auf den nächsten Tag fest und begann die nötigen Vorbereitungen zu treffen.

Während der Jahre, daß ich Aufseher in der Mine, war mein Gehalt kein besonders großer gewesen, hatte mir jedoch immerhin erlaubt, wöchentlich eine kleine Summe zurückzulegen. Ueber diese Ersparnisse machte ich mich nun, steckte so viel in meine Börse, als ich für die Reise nötig zu haben glaubte, und gab einen weiteren Betrag meiner Tante.

„Du brauchst Dir keine Strupel zu machen, das Geld aufzubrauchen“, sagte ich, „es ist noch mehr da, und bevor das alle ist, werde ich, so Gott will, eine andere Stelle gefunden haben.“

Meine Zuvorsicht schien die Tante doch anzustechen, sie begann mit etwas aufgereizter Miene meine Sachen zusammenzurichten und sprach beruhigteren Tones über die Reise.

„Es steht ja geschrieben“, sagte sie, „daß alle Dinge zu unserem Besten dienen, und es mag gut sein, daran festzuhalten, ob wir auch augenblicklich Gottes Absicht nicht recht einzusehen vermögen. Vielleicht begegnest Du Annie in London und bringst sie mit nach Hause.“

„Auch das ist möglich, Tante“, erwiderte ich. „Es wird ja auch für uns einmal wieder Tag werden.“

Als alles bereit lag, ging ich ins Dorf hinunter, John Rudd zu benachrichtigen, daß ich andern Morgens mit ihm nach Falmouth zu fahren gedächte. Als dies besorgt war, zündete ich mir eine Pfeife an und schlenderte langsam nach Hause zurück.

Es war eine herrliche Nacht. Die hartgefrorene Erde war von sanftem Mondlicht überglänzt, der Himmel voll glühender Sterne. Alles lag so ruhig, so friedlich da, laut tönten meine Schritte auf der frostgehärteten Straße.

In mir selbst sah es jedoch weniger ruhig aus; den Kopf voll durcheinander wogender Gedanken ging ich die Straße hin und her, bis ich meine Pfeife ausgeraucht hatte, dann klopfte ich die Nase aus und war eben im Begriff in unser Haus zurückzukehren, als ich mit halbunterdrücktem Aufschrei stehen blieb. Da, nicht weit von mir, im Schatten einer der Vorbeersträucher von Annes Gärtchen, stand die schlanke Gestalt einer Frau. Sie kam eilig auf mich zu und legte mir die Hand auf den Arm.

„Madeline!“ stammelte ich, denn sie war es in der That; in dunklem Shawl, flüchtig über Kopf und Abendtoilette geworfen, sah sie ernsten Blickes mir ins Gesicht.

„Mr. Trellany“, sagte sie ruhig, „ist es wahr, daß Sie aus der Mine entlassen worden sind?“

„Ja, es ist so, Miß Graham.“

„Warum sprechen Sie jetzt wieder anders wie vor einer Minute. Warum nennen Sie mich nicht wieder Madeline?“ rief sie leidenschaftlich. „Sind denn alle Erinnerungen an jene frühere Zeit nichtig geworden, stehen wir uns so fremd gegenüber, Mr. Trellany? — Hugh, lassen Sie uns wieder die Kinder von ehemals sein! Ich war einst Ihr Trost, Ihre Stütze, vergönnen Sie mir, es auch jetzt wieder sein zu dürfen.“

Sie sprach so von Herzen kommend, so warm. Hatten denn wirklich die Jahre uns so weit auseinander gebracht? Sie hatte mir damals ihre Freundschaft angetragen, was sollte ich sie heute ausschlagen. Ich ergriff ihre Hand und brückte einen innigen Kuß darauf.

„Sie werden mir stets bleiben, was Sie mir waren“, sagte ich, „eine treue Freundin.“

Sie schien mich zu verstehen, erwiderte jedoch nichts darauf, wandte aber für einen Moment den Kopf zur Seite. Als sie mir wieder ins Gesicht schaute, schien sie so ruhig wie der Mondenschein, der ihre Gestalt überfloß.

„Sagen Sie mir, was geschehen ist“, sagte sie, „und was Sie nun anzufangen gedenken.“

„Nicht viel ist geschehen“, erwiderte ich. „Ich erhielt meine Entlassung, wie ich es schon längere Zeit vorausgesehen, und will nun von hier fortgehen.“

„Mr. Trellany, es war mehr als gewöhnliche Teilnahme, was mich heute Nacht hieher trieb. Ich wünsche eine Frage an Sie zu stellen.“

„Ja?“

„Wenn mein Vetter Ihnen die Stelle wieder anbietet, würden Sie sie annehmen?“

Ich erkannte gleich, wie sie es meinte, sie würde für mich bei George Redruth Fürbitte einlegen, das aber hätte sie ihm nur noch mehr in die Hand gegeben; so antwortete ich denn fest und bestimmt:

„Die Stelle wird mir nicht angeboten werden, und würde sie es, so nähme ich sie nicht an.“

Ihr Onkel und Ihre Tante leben von dem, was Sie verdienen?“

„Nicht ausschließlich. Mein Onkel ist genügend erstarkt, um wieder zur Mine gehen zu können, letzte Woche schon hat er mit leichter Arbeit begonnen. Wenn meine Schuld nicht auf sein Haupt zurückfällt und er in seiner Stelle verbleiben kann, so wird es ihnen erträglich gehen. Was mich betrifft, so bin ich jung und stark, um mich ist mir nicht bange.“

Sie gab keine Antwort; sie näher betrachtend, bemerkte ich erst, wie leicht sie gelleidet war.

„Madeline“, sagte ich, „Sie könnten sich den Tod holen, erlauben Sie mir, daß ich Sie zurückgehe.“

Ich zog den Shawl enger um ihre Schultern, legte ihre Hand unter meinen Arm und führte sie hinweg.

„Hugh“, sagte sie plötzlich, „Sie sagten mir noch nicht, wie das alles gekommen. Warum haben Sie sich mit meinem Vetter derart entzweit?“

Gerade die Thatsache, daß er ihr Vetter war, verschloß mir den Mund.

„Es handelte sich um Dinge, die am besten zwischen ihm und mir bleiben.“

„So wollen Sie mir keine Mitteilung darüber machen, wollen absolut auf Ihrem Weggehen bestehen?“

„Ich will von George Redruths Gnade nichts annehmen.“

„Auch von mir nichts?“

„Von Ihnen, Madeline?“

„Ja. Ich bin reich, Sie wissen es — sehr reich und nun, da Sie im Unglück sind, möchte ich Ihnen helfen.“

„Nein“, antwortete ich schnell, „denken Sie nicht daran, das darf nicht sein.“

„Darf nicht sein?“ erwiderte sie. „Das Wort Freundschaft scheint einen eigentümlichen Sinn für Sie zu haben.“

„Es hat den Sinn für mich, daß Sie meiner mit Teilnahme gedenken sollen, für diese werde ich Ihnen dankbar sein, Geld aber kann ich keines von Ihnen annehmen.“

Ich ging mit ihr bis zum Eingange des Redruthschen Gutes, dort verließ ich sie.

Als ich ihr gute Nacht bot, standen ihre Augen voll Thränen, ihre kleine Hand blieb mit einer Beharrlichkeit in der meinen liegen, die mir tief ins Herz ging. Ich war zu aufgeregt, um jetzt gleich nach Hause gehen zu können, und wandelte noch ungefähr eine halbe Meile weit gegen die Mine zu. Es war spät geworden, rundum keine lebende Seele zu sehen, und doch, als ich mich zum Nachhausegehen entschloß und umkehrte, fand ich mich plötzlich einem Manne gegenüber, der mir hart auf den Fersen gefolgt sein mußte. Es war Johnson.

Mein Gemüt war noch erfüllt von der weichen Stimmung, die beim Scheiden von Madeline über mich gekommen, wie ich jedoch dies verhasste Gesicht vor mir sah, erwachten alle schlimmen Geister in mir. Er stand stille, vertrat mir den Weg und begann dann mit höhnischer Miene:

„Es scheint mir, junger Mann, daß Sie sich noch mehr hineinzureiten wünschen, als Sie es bereits gethan. Was meinen Sie, wenn der junge Herr Sie so mit Miß Graham hätte spazieren gehen sehen, wie zum Beispiel heute Nacht?“

Dieser Name allein, von diesem Munde ausgesprochen, machte mich wütend.

„Sie Schuft!“ schrie ich: „nennen Sie den Namen dieser Dame noch einmal und ich schlage Sie tot zu Boden!“

„So, so“, höhnte er, „mit Totschlagen geben Sie sich jetzt ab! Wiederholen Sie das morgen in Gegenwart von Zeugen und Ihr Schicksal ist besiegelt.“

Damit ging er an mir vorüber gegen die Mine zu, während ich, froh von ihm wegzukommen, nach Hause eilte.

Ich fand die Tante allein und fragte nach dem Onkel.

„Er ist nach der Mine zurück“, sagte sie. „Du brauchst feinetwegen nicht aufzubleiben, ich denke, er kommt mit Jim Rivers heim.“

Da ich wußte, daß ich andern Morgens gegen fünf Uhr parat sein mußte, mit John Rudd nach Falmouth zu fahren, so befolgte ich der Tante Rat, ging zu Bett und schlief bald so fest, daß ich des Onkels Heimkommen nicht mehr hörte.

Als ich erwachte, war es noch stockdunkel, ich zündete Licht an und sah, daß es vier Uhr war. So erhob ich mich denn und machte mich reisefertig.

Ich that alles so still wie möglich, um die alten Leuten nicht im Schlaf zu stören, wie ich jedoch in die Küche kam, trat auch der Onkel bereits vollständig angezogen in dieselbe. Er sah so blaß und verstört aus, daß ich im ersten Augenblick meinte, es müsse etwas Besonderes passiert sein. Da ich jedoch nichts dergleichen bemerkte, so schrieb ich sein auffallendes Aussehen der Betrübnis über meine Abreise zu.

Großer Gott, wie oft sollte ich mich in späteren Tagen noch jenes totenblaffen Angesichtes erinnern! Das Andenken daran und an die seltsam mich anstarrenden, kummervollen Augen schloß mir den Mund zu einer Zeit, wo ein einziges Wort mich gerettet haben würde.

Als John Rudd erschien und die Tante, die mittlerweile aus ihrem Schlafzimmer herabgekommen, weinend ihr Haupt auf meine Schulter legte, sah ich die traurigen Augen des Onkels immer noch auf mich gerichtet; wie ich, schon an der Thürschwelle stehend, noch einmal zurückschaute, sahen sie immer noch nach mir.

Zwanzigstes Kapitel.

Nachdem ich in London angekommen war, sicherte ich mir zuerst ein Zimmer in einem kleinen Kaffeehause des Sohoquartiers, legte dort mein Gepäck ab und begab mich sofort nach dem Bureau der Mininggesellschaft. Es war drei Uhr nachmittags, ich hoffte die Herren noch anzutreffen.

Wie erstaunt war ich, als ich, an meinem Bestimmungsort angekommen, fand, daß die „Bureau“ nur aus zwei kleinen Zimmern eines in einer Seitenstraße der Chancery Lane gelegenen Hauses bestanden. Ein älterer, schäbig aussehender Commis nahm mich in Empfang und sagte

mir, daß der Herr Direktor gegenwärtig sei und im anstehenden Zimmer sich befände.

Zu demselben geführt, gab ich einen ausführlichen Bericht über die Ursache meines Kommens, fand jedoch alsbald heraus, daß dasselbe ein total nutzloses gewesen. „Wie der Herr, so der Knecht“, das hatte sich auch hier bewährt. George Redruth hatte jedenfalls schon bei Gründung der Aktiengesellschaft daran gedacht, sich mit fälschlichen, geschmeißen Charakteren zu umgeben, deren Moral so faden-scheinig war wie seine eigene. Ich fand weder für mein Anliegen noch für die Gefahr der armen Miner ein Ohr, auch schien es mir, daß meine Ankunft bereits avisiert worden, denn der Direktor lächelte höhnisch zu allem, was ich sprach, und verabschiedete mich mit kältester Höflichkeit.

Tief niedergeschlagen verließ ich das Haus und ging langsam und nachdenklich Charing-Cross zu. Was ich nun beginnen sollte, wußte ich selbst nicht. Trüben Sinnes wandelte ich durch die fremden Straßen; es war Samstag Nachmittag, eine laute, vorwärts hastende Menschenmenge schob und drängte sich am Strand. Eben war ich, dem Gewühle zu entgehen, im Begriff, in eine der Seitenstraßen einzubiegen, als ich mich plötzlich einer Frau gegenüber fand, die bei meinem Anblick einen lauten Schrei ausstieß. Es war Annie.

So verändert war sie jedoch, daß ich sie kaum mehr erkannte. Sie war wie eine Dornrose gelleidet und sah auch so aus, ihr Gesicht aber war bleich, ihre Augen blickten unendlich traurig und müde.

Sie stand still, fassungslos. Diese plötzliche Begegnung, hier, wo sie mich am allerwenigsten hatte vermuten können, war so unerwartet, daß sie nervös zu zittern begann, einen Augenblick schien sie wie zu schwanken.

„Hugh!“ brachte sie endlich heraus, „Du hier?“

„Ja“, erwiderte ich ernst, „ich bin hier!“

Es stimmte mich nicht freudig, dies Wiedersehen. Hätte ich sie angetroffen, arm, verkümmert, selbst mit dem Stempel der Schuld auf sich, ich hätte sie in meine Arme geschlossen und gesagt: „Armes, reuiges Kind, komm heim mit mir!“, doch als sie so vor mir stand, gepuht wie eine Lady, da verhärtete sich mein Herz; ich mußte an die schlichten, kummergebrochenen Leuten denken, die sie vereinsamt zu Hause gelassen.

Meine Haltung muß eine auffallende gewesen sein, denn die Menge fing an sich um uns zu scharen, rasch nahm Annie meinen Arm und zog mich in eine Nebenstraße. Wir wandelten weiter, ohne ein Wort zu wechseln, bis wir zu einem freien Platz kamen. Dort ließ Annie meinen Arm los und sprach:

„Hugh, kamst Du nach London, um mich aufzusuchen?“

„Nein, ich hatte andere Geschäfte, ich versprach aber, Dich heimzubringen, wenn ich Dich zufällig finden sollte.“

Sie wurde noch blässer und begann wieder zu zittern. Wie ich die letzten Worte gesagt, schüttelte sie den Kopf, ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich kann nicht nach Hause gehen, Hugh“, sagte sie traurig, „noch nicht!“

„Noch nicht?“ wiederholte ich. „Wird es später besser sein als jetzt?“

„Ja, Hugh, und das bald, wie ich hoffe, und dann wird aller Kummer für immer ein Ende haben.“

Ich zuckte die Achseln und wandte mich ab, sie legte jedoch wieder ihre Hand auf meinen Arm und sagte:

„Hugh, lieber Hugh! Du hast mir noch nicht Deine Hand gegeben, mich noch nicht angeschaut, so wie Du es früher thatest; Du denkst wohl, ich hätte Schande über euch alle gebracht; doch, bei Gott im Himmel, so schlimm ist es nicht. Ich bin eine gesetzlich getraute Frau!“

„Eine gesetzlich getraute Frau? Wessen Frau?“

„O, frag mich das nicht, ich kann Dir's nicht sagen. Doch seine Frau bin ich und eines Tages, bald, bald, auch seine von der Welt anerkannte Frau. Hugh, willst Du mir nicht Deine Hand geben und sagen, daß Du mir verzeihst?“

„Ich habe Dir nichts zu verzeihen“, erwiderte ich, „Du hast an mir kein Unrecht gethan, das Glück unseres Hauses aber hast Du zerstört und das Herz Deines Vaters gebrochen!“

„Hugh!“

„Es ist gut, daß Du das erfährst, Annie“, fuhr ich fort. „Als Deine Flucht entdeckt wurde, hat es Dein Vater tapfer getragen, es scheint aber, daß er den schwersten Kummer vor uns geheim hält und in sich hinein frist; es sitzt wie ein Krebs an seinem Herzen, zur Stunde ist er ein hilfloser, gebrochener, müder, alter Mann!“

Ich schwieg, Annie ging einige Schritte seitwärts und weinte bitterlich. Ich folgte ihr und ergriff ihre Hand.

„Annie“, sagte ich, „nenne mir den Namen des Mannes, der an all dem Unheil schuld, und ich will Dich kein Wort weiter fragen.“

Sie schüttelte abermals den Kopf.

„Ich kann Dir's nicht sagen, Hugh. Warum bestehst Du darauf, es zu wissen? Ich sage Dir ja, daß ich sein Weib bin.“

„Wenn Du das wirklich bist, zu was diese Geheimthurei?“

„Er hat Gründe, warum er mich noch nicht vor aller Welt anerkennen darf, und ich habe in Anbetracht derselben mich mit einem heiligen Eide verpflichtet, seinen Namen nicht zu nennen, bis er mir selbst die Erlaubnis hiezu gibt.“

Ist Dir's denn nicht genug, zu wissen, daß ich keine Schande über euch gebracht und glücklich bin?“

So sagte sie, glücklich aber sah sie nicht aus, ihr bleiches, abgehärmtes Gesicht strahlte jedes Wort Lügen.

„Willst Du das den Eltern sagen?“ sagte sie, „willst Du ihnen erzählen, daß es mir gut gehe und sie wegen meiner nicht in Angst sein sollen, denn ich käme bald, recht bald zurück?“

„Wo wohnst Du?“ fragte ich.

„Ganz in der Nähe“, erwiderte sie rasch, „ich war auf dem Heimweg, als ich Dich traf. Willst Du mit mir kommen, Hugh? Ich will Dir meine Zimmer zeigen.“

Ich bejahte. Sie schritt eilig vorwärts und hielt vor einem Hause in der Graen-Street. Schnell schloß sie die Hausthüre auf, flog einige Treppen hinauf und trat in ein Zimmer.

„Das ist meine Wohnung, Hugh“, sagte sie.

Es war allerdings ein großer Abstand zwischen der einfachen Kornwallischen Küche und den Räumen, in denen sie nun ihr Leben verbrachte. In solchen Gemächern hätte ich mir Madeline wohl denken können, nimmer aber des armen Miners Kind.

Nachdem ich alles in Augenschein genommen, machte ich mich zum Gehen bereit.

„Wohin willst Du, Hugh?“ fragte Annie. „Nach Hause?“

„Ich weiß es nicht“, gab ich zur Antwort.

„Wirst Du noch einmal kommen?“

„Auch das kann ich nicht sagen. Nachdem ich vernommen, daß es Dir gut geht und daß Du glücklich bist, sehe ich nicht ein, zu was ich Dich weiter belästigen sollte. Eines Tages vielleicht, wenn Deine Sonne am Untergehen, findest Du den Rückweg zu denen, die Dich lange vorher geliebt haben, ehe jener Glende Deinen Pfad kreuzte!“

Ich öffnete die Thüre, trat über die Schwelle und — stieß auf zwei selbstsam blickende Männer. Eine Hand legte sich mir auf die Schulter und eine rauhe Stimme sagte:

„Halt, junger Mann, wir suchen Sie eines Wortes wegen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Mädchenmarkt in Siebenbürgen.

(Bild S. 437.)

Wie vor Jahrhunderten, so wird auch heute noch in den westlichen Gegenden Siebenbürgens der „Mädchenmarkt“, eine der eigentümlichsten Volksfeste dieses Landes, abgehalten.

Unser Bild zeigt einen derartigen Markt, aus dessen buntem Gedränge hier und da ein schmuckes Mägdchen (der Name dieses Volksfestes) auftaucht mit den hübschen, glatt über die Stirn gestrichenen Haaren, den buntgeflochtenen, weiten Hemdärmeln, unzähligen Reihen von Glasperlen und Silbermünzen um den Hals und dem vollstümlichen Kozkol, dem aus Lammfell gefertigten, buntgeflochtenen Brustflak. Des weitern erblicken wir bereits im Handel begriffene Gruppen, die um das im eigentlichen Sinne des Wortes ausgebotene Mägdchen feilschen, bei welcher Gelegenheit der Popa (Pfarrer) als Zeuge fungiert. Die Mädchen selbst sind schüchterne und stumme Zeugen des Handels, den der Vater mit dem Käufer schließt und bei welchem die zum größten Teil gleich mitgebrachte Mitgift des Mädchens getreulich vorgezählt wird. Hier reicht schon ein alter Mägdchen dem Freier die Rechte; derselbe bedeckt sich zwar noch etwas, scheint aber doch fest entschlossen, die hübsche Floare (ein örtlich sehr verbreiteter Taufname) seinem andern zu lassen. Dort unter dem laubüberhangenen Gezelt der improvisierten Schenke haben sich die bereits verlobten Paare mit ihren Angehörigen eingefunden, jenen, singen und tanzen nach den Klängen einer verstimmtten Fiedel, bis die eintretende Dunkelheit zum Ausbruch mahnt.

Die Mägdchen leben in den westlichen Karpathen Siebenbürgens und sind, obgleich hier seit Jahrtausenden die Goldminen mit ihren unermesslichen Schätzen ausgebeutet werden, des Landes ärmste und auf der niedrigsten Bildungsstufe stehende Bewohner. Diese Gebirgsromänen, durch den starken Wall ihrer Urväter von der zivilisierten Welt abgeschlossen, fristen ihr Leben mit kümmerlicher Viehzucht, handeln mit Brettern, Schindeln und selbstgefertigten Holzgeräthen, die sie auf ihren kleinen Gebirgspferden in den am Fuße der Karpathen liegenden Ortschaften zu verkaufen oder gegen Aukluraz, den der eigene Boden nur spärlich produziert, umzu-tauschen suchen. Schon ihre aus unbewachsenen Tannenbalken zusammengefügte Hütte und mit Stroh oder Brettern gedeckten kleinen Hütten liefern den sichtbaren Beweis der großen, hier herrschenden Armut. In den meisten Fällen wird selbst diese kleine Hütte noch mit den Ziegen und Schafen geteilt, die den Bewohnern Nahrung und Kleidung geben; letztere wird von den Frauen selbst angefertigt. Während der Mann bohrt, hackt und schnitzt, das Kind die Ziegen hütet, näht, spinnt und webt die fleißige Frau; selbst auf dem Markt hat sie den Spinnrocken unter dem Arm und läßt die Spindel lustig schnarren. Auf den Topansalvaer, Abrudbanjaer und Salatnaer Märkten sieht man stets eine Unzahl von Spinnrocken, und während sich die Spindeln füllen, führen die Mägdchen die lebhaftesten Gespräche, da bei ihnen eben nur der Markt ein Zusammenkommen bietet, indem ihre Hütten so weit von einander zerstreut liegen, daß der persönliche Verkehr fast unmöglich ist.

So bildet der Markt denn dem Mägdchen den beliebtesten Vergnügungsort, wo beim Glas Schnaps der sogenannte gura satului (der Mund des Ortes) und der sich ungemein klug und weise dünkende Popa das große Wort führen. — Was der Popa sagt, gilt gleich dem Evangelium.

Der Mägdchen bringt aber nicht nur seine Holzgeräthe und Kircken zu Markt, sondern auch seine Mädchen, weil sich hier zum Bekanntwerden die ausgedehnteste Gelegenheit bietet und die Märkte dem Freier die Wahl erleichtern. Ein besonders berühmter Mädchenmarkt ist der jedes Jahr Mitte August auf dem Gaimagebirge stattfindende; ihn besuchen tausende und abermals tausende aus allen Gebirgsgegenden, die Mitgift der Mädchen mit sich bringend, um den erhofften Freier gleich an Ort und Stelle über den Stand des Vermögens einigermassen zu informieren.

Neben den Reihen der schönen Mägdchenfrauen, die erwartungs-voll ihrem Glück entgegensehen, sieht man die kunstlos verzierte, mit fleißiggefertigten Perlen und buntgeflochtenen Tüchern gefüllte Truhe, die, unter einem bunten Bettzeuges fast begraben, die Besitzerin begehrenswerter macht, zumal, wenn daneben etwa noch ein junges Kind und etliche Ziegen als zur Mitgift gehörig ausgestellt sind.

Sobald der Freier an dem Mädchen Gefallen gefunden, beginnt sofort mit deren Vater der Handel, wobei letzterer natürlich die guten Eigenschaften seiner Tochter und die Höhe der Mitgift ins beste Licht zu stellen sich bemüht. Ist man endlich einig geworden und der Handel geschlossen, so begeben sich Braut und Bräutigam samt den beiderseitigen Eltern unter das Laubdach der Schenke, wo zur höheren Feier des glücklich beendeten Geschäftes und unter den Segenspendungen des Popen statt des ortsüblichen Schnapses ein schlechter, saurer Wein getrunken wird.

Häufig geschieht es auch, daß sich für ein Mädchen zwei, ja drei Liebhaber finden; dieselben schlagen sich dann gewöhnlich die Köpfe blutig und geben so Anlaß zu größeren Schlägereien, in welchen die verschiedenen Verwandtschaften Partei für ihren Kandidaten nehmen, bis schließlich es den geistlichen Herren gelingt, durch ihren Zuppruch die Streitenden zur Ruhe zu bringen. Im Triumph führt der glückliche Sieger die Auserkorene dann nach Hause zu seinen Blüthenwochen in der frohgedachten Hütte.

Kemcs Erdön.

Die Himmelskonstellationen im Jahre 1886.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Das heurige Jahr ist im Hinblick auf die Konstellationen der Planeten ein ganz besonders interessantes, auch wenn die Prophezeiung des berühmten mittelalterlichen Zauberers Nostradamus, der vor mehr als dreihundert Jahren für dieses Jahr den Untergang der Welt vorausgesagt hat, nicht in Erfüllung geht. So trat zum Beispiel am 20. März, zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche, auch der Vollmond ein und es befand sich um jene Zeit Sonne, Erde und Mond genau in der Linie, in welcher die Erdbahn die Ebene des Erdbäuers schneidet. Obgleich ein solcher Fall nicht allzu selten ist, sich vielmehr alle neunzehn Jahre wiederholt, so bedeutet er doch eine Reihe von Besonderheiten, die nicht nur von alters her im Volke zu Deutungen und Vorher-sagungen Anlaß gaben, sondern die selbst den mittelalterlichen Sternkundern, den kundigen Astrologen, welche aus der Konstellation der Gestirne das Schicksal und die Zukunft einzelner Menschen vorherzusagen, als Fingerzeig für das Herannahen oder den baldigen Eintritt von folgenschweren Ereignissen dienten. In einem solchen Jahre, in dem der Vollmond auf den 20. März fällt, fällt nach kirchlichen Vorschriften Ostern auf sein spätmöglichstes Datum, auf den 25. April, das ist auf St. Markus. Der Aberglaube des Mittelalters brachte mit einer Mondfinsternis, die wohl zuweilen in dieser Konstellation eingetreten ist, allerlei komisches Unheil in Verbindung und sagte: Ostern auf St. Markus bringt Unglück. Im heurigen Jahre geht allerdings der Mond sehr nahe an dem Erdbäuer vorbei, doch ohne daß jener verfinstert würde. Seitdem der Ostertag auf St. Markus fiel, sind 152 Jahre vergangen und die Astronomen und Kalendermacher haben berechnet, daß erst in den Jahren 1943, 2038, 2190, 2258, 2326 u. d. d. h. in dieser Fall wieder eintreten wird. Sehr selten ereignet es sich, daß in einem Schaltjahre die spätestmögliche Ostern stattfinden. Dann beginnt das Jahr mit einem glückverheißenden Donnerstag zum Unterschiede von jenen oben angeführten Jahren, die mit einem unglückverheißenden Freitag beginnen und auch enden, wie dies beispielsweise auch heuer der Fall ist. Erst das Schaltjahr 4376 wird wieder die am spätesten möglichen Ostern bringen. Heuer tritt auch in der Zeit zwischen dem 17. dem Momente der Erdnähe des Mondes, und dem 20. März, der Frühlingsnachtgleiche, und dem gleichzeitigen Eintritte des Vollmondes — Sonne und Mond gehen zugleich durch den Äquator — der Fall ein, den der Astronom Rudolf Halb in seiner Erdbebentheorie für die Erzeugung eines Erdbebens als den günstigsten angibt. Im großen Himmelsraume gehen aber um jene kritische Zeit noch weitere bedeutsame Ereignisse vor. Es passieren nämlich sämtliche große Planeten, Saturn ausgenommen, eine und dieselbe merkwürdige Linie der Nachtgleichen und wer dann zum Beispiel von der Sonne aus nach den Gestirnen sehen könnte, würde sie alle in Reihe und Glied aufmarschieren neben einander zu erblicken vermögen. Der menschliche Geist ist wohl zu klein, um dies monströse Bild in seiner ganzen Kolossalität auszubilden.

Es befanden sich somit am 20. März, mittags, mit Ausnahme des weitest entfernten Saturn und des schnellflüchtigen Merkur, alle Planeten um die Nachtgleichenlinie versammelt zu einem fast Unheil verkündenden Stellbildchen. Aber mehrere Monate später, am 29. August, treten Sonne, Mond und Erde wieder in eine genaue gerade Linie zusammen und für die Unglücksprophezei gäbe es wieder reichlich Veranlassung zu deuten. Es tritt aber nur eine totale Sonnenfinsternis ein, die in Europa nicht einmal sichtbar ist. Aber noch einmal in diesem merkwürdigen Jahre treten zwei hervorragende Planeten mit unserer Erde in eine gerade Linie neben einander, so daß am 3. Dezember 9 Minuten vor Mittag (nach Weltzeit) folgende Planeten in einer Front stehen: Erde, Merkur, Sonne, Venus, ein Zusammenreffen, das so genau nur höchst selten eintritt. Und dieser Aufmarsch der Planeten, der heuer also wiederholt stattfindet, soll, den Deutungen und mythischen Grübeleien der Unglücksprophezen zufolge, den Abbruch des Weltenlaufes bedeuten. In einem englisch geschriebenen Buch sucht ein solcher Nostradamus der Neuzeit nachzuweisen, daß auch bei Erschaffung der Welt die großen Gestirne vor dem Herrn der Schöpfung in Reihe und Glied aufmarschieren seien und daß, wenn dies wieder der Fall sein werde, das Ende aller Erdentage gekommen sei. . . . Hoffentlich geht die Prophezeiung des weisagenden Engländers nicht in Erfüllung, und wir alle atmen auch nach den kritischen Stellbildchen der Planeten noch ferner „im rosigten Licht“.

G. R.-r.

Lebensregel.

Setzt man das Licht zu hoch, so löst's der Wind, setzt man's zu niedrig, so löst's das Kind.

Aut: Christoph Lehmanns Blumenkranz. (Berlin, Carl Dunckers Verlag.)

Die verhängnisvolle Diamantnadel.

Humoreske

von

Viktor Ladden.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es war ein wunderschöner Maimorgen, da ich den am Kai von Amsterdam liegenden Dampfer, der mich nach Kampen entführen sollte, bestieg. Inmitten einer bunten Menge von Passagieren sah ich in fröhlichster Reifestimmung der siebenstündigen Fahrt über die grüne, salzhauende Zuidersee entgegen.

Das Abfahrtszeichen mit der Schiffsglocke hatte eben ausgetönt, der Kapitän saß auf der Kommandobrücke Posto und erhob schon seine Signalfarbe, um damit den Befehl zum Abstoßen zu geben. Doch dieses Geheiß verzögerte sich, da aus dem Menschengewühl am Ufer eine kleine Gesellschaft, Herren und Damen, auftauchte, die auf das Dampfschiff zulief, wobei die Herren rufend mit den Armen winkten und die Damen ihre Sonnenschirme hoch emporhoben.

„Ah! verspätete Passagiere“, dachte ich. Nein, nicht Passagiere, nur ein Passagier in Gestalt einer lieblichen jungen Dame eilte über das Trittbrett; die übrigen, offenbar nur ihre Begleiter zum Schiffe, blieben auf der Landungsbrücke stehen.

„Zur Abfahrt klar!“ tönte laut das Kommando des Kapitäns. Dampf stieß und die Maschine zu arbeiten an, rauschend schlugen die mächtigen Schaufelräder das Wasser und schnell enteilte das Schiff der Küste.

Ich hatte während dessen die junge Dame, die noch an der Brüstung stand und ihren Begleitern jezt Scheidegrüße zuwinkte, unverwandt betrachtet. Diese zierliche, reizende, elegant gekleidete Erscheinung fesselte meine Blicke. „Allerliebste, entzückend!“ rief es in meinem Innern, und als sie nun das Lächelnschwenken vom Ufer in gleicher Weise erwiderte, da glaubte ich noch nie glanzvollere Bewegungen erblickt zu haben. War es nicht sinnbestrickend, wie ihr braun- lockiges Haar im Winde flatterte! Jezt rief ich einer der Herren ihrer Begleitung vom Ufer aus etwas zu; das sah ich indessen nur und zwar daran, daß er seine beiden Hände als Sprachrohr an den Mund hielt; verstehen aber konnte ich nichts. Der jungen Dame schien es ebenso zu gehen, denn sie legte die eine Hand zum besseren Auffangen der Schallwellen an ihr Ohr und zeigte mit der anderen deutlich an, daß sie nichts verstanden habe. Wieder setzte jener Herr sein primitives Sprachrohr an. Da kam mir ein Einfall, den ich zur Aufklärung einer Unterhaltung mit dem reizenden Wesen gleich zur Ausführung brachte. Ich eilte zu der Dame hin, legte Ernst in meine Züge und sprach:

„Mein Fräulein, der Herr bittet sie, alle herzlich zu grüßen.“ Ein flüchtiger Blick, ein leises Nicken mit dem Köpfchen wurde mir als Dank gesendet. Wieder ließ sie ihr Taschentuch wehen; das sollte wohl heißen: „Danke schön, werde es ausrichten!“ Nun galt es, dem ersten Schritt rasch den zweiten folgen zu lassen, denn gelang es mir nicht augenblicklich, eine Unterhaltung zu stande zu bringen, so würde das rosiges Mädchen — davon hielt ich mich überzeugt — sich einen Platz suchen, vielleicht zwischen alten Damen oder einer sonst für mich unnahbaren Umgebung, und verpaßt hätte ich die schöne Gelegenheit, der Holdseligkeit dieses Wesens meinen Tribut durch eine liebens-würdig geführte Konversation zu fügen zu legen. Als die Gesellschaft am Ufer nach mehrfachem Zurückschauen und Nicken sich endgiltig vom Schiffe abgewandt hatte, begann ich daher: „Gestatten Sie mir, verehrtes Fräulein, eine Frage. War der eine Herr Ihrer Begleitung der Herr —“ Ich machte eine kleine Pause, während welcher ich überlegte, welches Merkmal ich der fingierten Person beilegen sollte, und fuhr dann fort: „Der Herr mit dem großen Vollbarte, war es nicht Herr Engelmann?“

„Nein“, gab sie zurück, und mich verwundert anblickend, fügte sie hinzu: „Es war gar kein Herr mit einem Vollbarte unter ihnen.“

„Bardon“, versetzte ich, „ich habe mich also geirrt; ich bin etwas kurzschichtig.“

„Kurzschichtig? Dagegen haben Sie ein sehr scharfes Gehör, womit Sie mir eben einen Dienst geleistet haben, für den ich Ihnen meinen Dank abstatte.“

Ich verbeugte mich, während sie mit der Frage fortfuhr: „Haben Sie denn gut verstanden, was mir der Herr zurief?“

„Jedes Wörtchen“, versetzte ich rasch und positiv. Ich mußte damit wohl zu viel gesagt haben, als daß es nach Wahrheit geklungen hätte, denn ein schalkhaft blinder Blick musterte mich, zwar nur eine Sekunde lang, aber es war mir sofort klar: ich war erkannt, sie nannte mich im stillen Schwindelmaier. Ich unterließ aber, schamrot zu werden; ein Versuch, meine Glaubwürdigkeit zu retten, schien mir vernünftiger. So sagte ich denn mit dreister Ruhe: „Das Holländische eignet sich besonders gut, auf weite Entfernungen hin verstanden zu werden, wegen — des Reich-tums der Sprache an mit starker Betonung, gedehnt und sehr breit ausgesprochenen Vokalen.“

„Sie urteilen“, lächelte sie, „wie die meisten Ausländer, und sind wohl Deutscher, Ihrem Dialekte nach?“

Ich nickte und sie fuhr fort: „Sie finden also unsere Sprache häßlich?“

„Rein, bewahre!“ antwortete ich lebhaft. „Das wollte ich durchaus nicht gesagt haben.“ Ich erinnerte mich dabei, daß ich gerade am vorhergehenden Abend im Freundeskreise scharf über die holländische Sprache losgezogen und nicht müde geworden war, eine Menge Unschönheiten und Unarten derselben darzulegen. Was aber die beredten Verteidiger des Holländischen nicht vermocht hatten, das bewirkten jetzt die wenigen Worte meines vis-à-vis: ich wurde von meiner noch gestern gehegten Meinung zu der entgegengesetzten bekehrt; ja, ich hätte in diesem Augenblick geschworen, nie lieblichere, melodiösere Töne vernommen zu haben, als sie die weiche Stimme dieser Holländerin hervorbrachte, so daß ich einigermaßen mit gutem Gewissen hinzufügen konnte: „Das Holländische ist mir selbst eine sehr sympathische Sprache.“

„Dann machen Sie,“ lautete es zurüch, „eine jedenfalls seltene Ausnahme von Ihren in Holland lebenden Landsleuten. Diese sollen ja durchweg auf unser Holländisch nicht gut zu sprechen sein, wie sie auch vieles andere in unserem Lande tadelnd und spottend wert finden.“

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, diese Meinung ist zwar eine sehr verbreitete, aber nichtdestoweniger irrthümliche. Wahr ist nur, daß dem Fremden in Holland anfangs manches als bizarr auffällt, was er, wenn er einsichtsvoll ist, bald als wohlbegründet schätzen lernt.“

Das schien ihr zu schmeicheln. „Warte, kleine Patriotin, du sollst noch mehr hören!“ dachte ich. Und nun verbreitete ich mich über dieses und jenes in Holland, was besonderen Lobes würdig sei. Ich sprach über die eifrige Pflege der Musik, der Wissenschaften, der Malerei; ich glaube, auch über das hochgehaltene, schöne Familienleben der Holländer, über Biederkeit, Geradheit und Treue ihres Charakters und — Gott weiß über was alles noch. So viel weiß ich indessen sicher, daß ich, je sichtbarer das Wohlgefallen meiner Zuhörerin an meinem Panegyrikus hervortrat, desto feuriger und beredamer schilderte, so daß ich mich nach und nach zu meinem eigenen Erstaunen zu einem Holland-Enthusiasten entpuppte.

Während dieses Gesprächs, das aber nicht einseitig von mir geführt, sondern an dem sich die junge Dame mit Fragen und Gegenrede beteiligte hatte, wobei mich mancher freundliche Blick, der mir in den Busen brannte, traf, hatte ich zwei Klappstühle herbeigeholt, auf denen wir jetzt an einem von der Passagiermenge abseits gelegenen schattigen Plätzchen saßen. Im weiteren Verlaufe der Unterhaltung erzählte ich ihr — diesmal wahrheitsgetreu — daß ich seit zwei Jahren aus meiner deutschen Heimat fort und als Lehrer am Amsterdamer Athenäum angestellt sei; ich befände mich auf der Ferienreise nach den nordöstlichen Provinzen

Hollands und Kampen sollte meine erste Station sein. Von ihr hörte ich darauf, daß sie sich einige Zeit zum Besuche bei Verwandten in Amsterdam aufgehalten habe und jetzt die Rückreise nach Kampen zu ihren Eltern mache. Sie sprach mir von ihren Erlebnissen in Amsterdam, von ihren großen und kleinen Freuden, die ihr dort bereitet worden. Aus meiner Vergessenheit für alles andere um mich herum wurde ich aufgeschreckt, da einige Matrosen sich ganz in unserer Nähe an Taufnäselein, die auf dem Boden lagen,

Zeit zu einem Gabelfrühstück — wie man es nach holländischer Sitte um die Mittagszeit zu sich nimmt — sei. Ich lud meine Reisegefährtin zu gemeinschaftlicher Einnahme desselben ein. Bald saßen wir im Decksalon und mir mundete in solcher Gesellschaft das saftige Fleisch und das Gläschen Madeira ganz herrlich. Lange ließ es uns aber nicht hier; wir gingen wieder in das Freie. Einmal auf dem Deck auf und ab spazierend, dann wieder sitzend, unterhielten wir ein lebhaftes, heiteres Geplauder, wie es lebensfrohes Gefühl nur eingeben kann.

Die Sonne hatte inzwischen einen vollen Bogen über das Schiff beschreiben; sie stand schon ziemlich weit im Westen. Allmählich war die Dame stiller geworden, sie sah, wie mir schien, etwas zaghaft vor sich hinblickend, neben mir. Hatte mich vielleicht meine Empfindung, wie wenn sie mir keine Fremde, sondern eine gute, liebe Freundin wäre, verleitet, zu vertraulich mit ihr zu sprechen, und hatte ich sie dadurch eingeschüchelt? Plötzlich sah sie mich mit einem raschen Blicke an. Da hämmerte und pochte es mit einemmale in mir; mir war es, als ob ich das frische Mädchen, unbekümmert um alle Welt, umarmen, hängen, küssen müßte. Sie mochte wohl fühlen, was in mir vorging, und sich davor fürchten, denn sie erhob sich auffallend schnell und rückte etwas verlegen an ihrem Hute. Aber böse war sie mir gewiß nicht, das zeigte sie mir, indem sie auf den nicht mehr fernen Strand hinwies und freundlich sagte:

„Sehen Sie, dort liegt unser schönes Kampen.“

„Schönes Kampen,“ wiederholte ich zerstreut. „Nur gefällt mir — die Lage nicht recht.“

„Was haben Sie denn an der Lage auszusetzen?“ fragte sie mich.

„Nun, mir würde es erwünschter sein, wenn die Stadt nicht so nahe, noch einige Meilen entfernter läge.“

Sie lächelte und wendete ihr Gesicht ab, wohl um mir ihr leichtes Erröten zu verbergen.

Jetzt, nachdem die Scheidestunde schlug, mußte ich mich fragen: „Werde ich das Mädchen wiedersehen können? Ich kenne ja nicht einmal ihren Namen!“ Das zu erfahren war einfach. „Erlauben Sie mir,“

sprach ich, „ein Versäumnis nachzuholen. Ich heiße“

„Ich bin die Tochter des Rentier Sijster.“

„Lassen Sie mich Ihnen, mein Fräulein, meinen Dank abtatten für die schönen Stunden, die ich in Ihrer Gesellschaft habe verbringen dürfen, Stunden, die ich nie —“

„Sehen Sie,“ unterbrach sie mich, „dort am Ufer stehen meine Eltern.“

Sie winkte diesen zu, grüßte mich mit einem etwas schüchtern gesprochenen: „Auf Wiedersehen!“ und mischte sich unter die ans Land steigenden Passagiere. Ich folgte und



Auf Besuch beim Sohne. Gemälde von W. Makowski. (S. 439.)

zu schaffen machten und uns, um freie Bahn zur Fortschaffung dieser teerduftenden Rollen zu haben, aufzustehen baten. Ich warf jetzt zum erstenmale einen Blick über Bord: ringsumher die grüne, schimmernde Flut; so sehr ich auch die Augen anstrengte, nirgends konnte ich nur ein Streifen Land erblicken. Ich sah auf die Uhr: schon mehrere Stunden waren wir unterwegs; noch nie war mir die Zeit in rascherem Fluge dahingeeilt. Der Anblick eines Kellners, der mit einer großen Tablette voller Speisen und Getränke aus der Küche auf Deck stieg, erinnerte mich daran, daß es



Bräuenrecht in Eichenbürgen. Nach einer Urkunde von Kamek Oebin. (S. 435.)

sah ihr so lange nach, bis sie mit ihren Eltern in den Straßen Kampens verschwunden war. Darauf rasselte ich im Omnibus dem Hotel zu.

Nachdem ich im Hotel am Diner teilgenommen, begann ich meine Wanderung nach den sogenannten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Unter diesen befand sich eine, die in keinem Reisehandbuche verzeichnet steht, die nur für mich speziell Interesse hatte und zwar ein so bedeutendes, daß ich nach dieser zuerst meine Schritte lenkte. Merkwürdig, wie zerstreut ich heute war! Ich brachte meist das Rechts, dann Links, dann wieder Links und so fort, mit dem ich auf mein vielfaches Fragen nach der M...-straße beschieden wurde, in falscher Reihenfolge zur Anwendung, so daß ich erst nach manchen Kreuz- und Querzügen an mein Ziel gelangte. Da stand ich nun und betrachtete ein Haus, dessen schmutzige Fassade mich wunderbar anheimelte. Sprach nicht aus der blinkenden Sauberkeit desselben, aus den im Feuerchein der Abendsonne erglänzenden Fenstern, hinter denen eine dicke Fülle schneeweißer Gardinen hervorleuchtete, daß hier Friede, Behaglichkeit und Wohlstand herrschten! Wie Ritter Toggenburg schaute ich hin; diese Mauern bargen ja das liebe Mädchen, hier wohnte sie. Meine Phantasie enthüllte mir einen ganzen Zauber von Reiz, Anmut, Lieblichkeit an diesem Hause.

Lange stand ich so in träumerischer Versunkenheit; immer und immer tönten die letzten Worte meiner Angebeteten: „Auf Wiedersehen!“ in mir nach, und einmal entfuhr mir halblaut: „Ja, ich muß dich wiedersehen!“ — und hatte ich vielleicht nebenbei auch noch geseufzt?

„Brrr, brrr!“ ließ sich ganz in meiner Nähe ein Rutscher vernehmen, der seinem Gefährt, das der aus dem Halbschlummer erwachende Gaul fortzuziehen begann, nachließ. Raum hatte er die Mähre zum Stehen gebracht, richtete er seine Schritte zu mir und, den Hut in den Rücken schiebend, schrie er: „Himmelherrgottsfakrament, machen Sie Wiße, wo Sie wollen, aber bei mir kommen Sie an den Unrechten, Sie brauchen nicht zu meinen, daß — —“

Ich sah mich um, wem dieser Sermon gelte. „Was, Sie wollen sich wohl gar noch als unschuldiges Lamm ausspielen! Nee, foppen lasse ich mich noch lange nicht, dafür bin ich viel zu geschickt und — —“

„Sie sind wohl nicht ganz bei Troste, Mann!“

„Nicht bei Troste! Mehr wie Sie, darauf können Sie Gist nehmen!“

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“

„Was ich will? Ich will Ihnen nur sagen, daß mein Gaul viel zu gut ist und Sie keine Wiße mit ihm machen sollen. Wenn er laufen soll, werd' ich's allein besorgen. Ich brauche niemand und wenn ich einen brauche, so wären Sie mir viel zu dumm. Verstanden?“

Der Kerl mußte meiner Ansicht nach verrückt, mindestens aber stark illuminiert sein. Ich lehnte ihm daher den Rücken. Jetzt erst sollte ich Erklärung seiner mir so rätselhaften Worte erhalten, da er mir nachschrie:

„Rufen Sie noch einmal „Hü!“, wenn Sie Courage haben, dann soll's Ihnen aber schlimm gehen, Sie Delgöze!“

Also der Laut, durch den sich mein gepreßtes Herz Luft machte, in Verbindung mit dem Mißverständnis eines in menschliche Gemütsbewegungen uneingeweihten Tieres, waren die Ursache von des Rosslenkers edlem Zorn. Ein Gutes aber hatte diese Episode, da sie mich etwas ernüchterte. Folgenden Tages ging ich mehr aus Gewissenhaftigkeit als aus irgend einem andern Impuls ganz früh meinem Reisezwecke nach. Ich sah vieles an, das heißt, ich starrte vieles an, denn meine Sinne waren mit Gedanken erfüllt, die in gar keiner Uebereinstimmung mit dem Betrachteten standen. Gegen die Mittagszeit stellte ich meine — ich kann es nicht anders nennen — Pflastertreterei ein, um Vorbereitungen zu einem Besuche bei Slyters zu treffen; ich abonisierte mich in meinem Hotelzimmer. Während dessen beschlichen mich recht entmutigende Gedanken: Wie werde ich bei Slyters aufgenommen werden? Gibt mir eine Reiseunterhaltung mit der Tochter in den Augen der Eltern ein Recht, Bekanntschaft mit der Familie zu suchen? Wenn es als Anmaßung betrachtet und ich sans gêne hinauskomplimentiert würde?

Unter solchen Sinnen arbeiteten meine Hände gar nicht fleißig an meiner Toilette, sie waren auch ungeschickt, denn als sie aus dem Koffer ein Taschentuch nehmen sollten, zogen sie mit diesem noch etwas anderes heraus, das klappernd auf den Boden fiel. Es war das Etui mit meiner Krawattennadel. Ich nahm es auf, öffnete es und betrachtete nachdenklich den strahlenden Diamanten. Da schoß mir ein glücklicher Gedanke durch den Sinn. „Halt, ich hab's!“ rief ich erfreut. „Sei mein Stern, du altes Erbstück in meiner Familie!“

Ich nahm die Nadel aus dem Etui, wickelte sie in einen feinen Priefbogen und machte mich auf den Weg.

Bald stand ich im Salon des Slyterschen Hauses vor dem Vater meiner Unvergeßlichen.

„Mein Name ist *“, redete ich den großen, bageren Herrn an. „Ich habe gestern das Vergnügen gehabt, mich auf meiner Fahrt hieher mit Ihrer Fräulein Tochter unterhalten zu dürfen, und bin heute so glücklich, ihr einen kleinen Dienst erweisen zu können. Diese Nadel“ — hier zeigte ich ihm meine Diamantnadel — „gehört zweifelsohne Ihrer Tochter. Sie wird dieselbe gestern auf dem Dampfboote verloren haben, denn ich fand — —“

„Nein,“ unterbrach er mich, wobei er mich äußerst kühl

ansah, „Sie irren sich wohl; ich wüßte nicht, daß meine Tochter eine solche Nadel besitzt. Doch ich will sie selbst fragen. Bitte, nehmen Sie Platz.“ Damit verließ er das Zimmer.

„O Fortuna, sei mir hold, laß sie erscheinen,“ betete ich. Da öffnete sich die Thüre wieder und Herr Slyter tritt in Begleitung von Frau und Tochter ein. Aus den Augen der letzteren fiel mir ein Strahl zu, der mir den lieblichsten Willkommen ausdrückte. Auch von Frau Slyter, einer runden, wohl konservierten Dame, wurde ich in äußerst freundlicher Weise begrüßt.

„Meine Tochter hat mir von Ihnen erzählt,“ sprach sie. „Bitte, behalten Sie Platz.“

Wir alle setzten uns und Frau Slyter überreichte mir die Nadel mit den Worten: „Meine Tochter hat diesen Schmutz nicht verloren. Wo haben Sie ihn denn gefunden?“

„Auf dem Dampfschiffe, gnädige Frau, ganz in der Nähe, wo Ihr Fräulein Tochter gesessen hatte. Sie sehen, besonderen Aufwand von Scharfsinn habe ich nicht zu machen brauchen, um in Ihnen, mein Fräulein, die Verliererin zu vermuten.“

„Es ist ein recht wertvoller Gegenstand,“ bemerkte die Mutter.

„Jedenfalls die Kosten eines Zeitungsinserats an die Adresse des ehrlichen Finders wert; doch ich werde sie durch schleunige Deponierung der Nadel bei der Polizei dem Eigentümer zu ersparen suchen.“

„Wie finden Sie unser Kampen?“ fragte die Tochter.

„Keine Stadt hat so Anziehendes für mich als Kampen.“

„Sie spotten wohl über unser anspruchsloses Städtchen,“ lächelte die Mutter.

„Nein, sicher nicht! Gewissenhaft wie ein Engländer habe ich alles aufgesucht, wie ein Süßfranzose mich an allem begeistert und alles mit der Hast eines Börsianers abgemacht.“

„Nun, nach solcher vielseitigen Anstrengung,“ meinte Frau Slyter, „wird Ihr Magen gewiß sein Recht fordern. Wollen Sie uns das Vergnügen machen, mit uns das Frühstück einzunehmen? Wir waren gerade im Begriff, uns an den Tisch zu setzen, als Sie kamen.“

„Mir fällt, gnädige Frau, augenblicklich keine passende Ziererei ein; ich nehme daher Ihre Einladung ohne Umschweife an.“

Herr Slyter öffnete die Thüre zum Nebenzimmer, postierte sich an derselben und ließ die Damen, dann mich passieren. Er machte dabei eine überaus steife Figur, was mir indessen seine innere Gesinnungsbildung bewies, da er sich der ihm offenbar nicht wünschenswerten Anordnung, nämlich der Einladung seiner Ehehälfte, ohne lautes Murren fügte. In das andere Zimmer eingetreten, erblickte ich ein reizendes Stilleben, das den Vorzug hatte, nicht aus einem Maleratelier, sondern aus der Küche zu stammen. Weniger einladend war die im Hintergrunde befindliche Staffage, ein Herr, der mir als Herr Meulen, Holzhändler und Neffe des Herrn Slyter, vorgestellt wurde. Der junge Mann würde mir vielleicht ganz gut gefallen haben, wenn er es sich nicht hätte beikommen lassen, mich mit den Augen vom Kopf bis zu den Füßen so zu messen, als ob er einen Holzbalken zum Lagern vor sich hätte.

„Wohin werden Sie von hier aus reisen?“ fragte mich Frau Slyter, als wir alle um den Tisch herum saßen.

„Nach Zwolle. Ich habe vor, den Weg dorthin zu Fuß zu machen, um mir die landschaftlichen Schönheiten besser betrachten zu können.“

„Etwas Schinken gefällig?“ fragte mich meine Nachbarin, Fräulein Slyter.

Ich nahm davon.

„Bitte, nehmen Sie sich noch dieses Stückchen, das scheint mir besonders gut zu sein.“

Ich nahm auch das noch.

„Auch Käse und Butter?“

Ich griff zu; wie hätte ich ihr denn etwas abschlagen können!

Herr Meulen, mein vis-à-vis, mußte es wohl mit tiefem Ingrimm empfinden, daß Fräulein Slyter, die ich Martha nennen hörte, ihm nicht dieselbe Zuverlässigkeit wie mir bezeugte, wenigstens schloß ich das aus seinen giftigen Blicken, mit denen er uns traktierte. Ich bin aber in der Höflichkeit so grünlich dreifärbig, daß ich, als er nach der Platte mit Schinken langte, meinen Arm erhob, um ihm dieselbe zu überreichen. Ich kam indessen zu spät, er hatte sie bereits erfaßt, hielt sie mir aber gleich wieder entgegen und grinste: „Sie scheinen sich vorher noch mehr sichern zu wollen; bitte!“

Wie diese Impertinenz von den anderen aufgenommen wurde, darüber belehrte mich deren verduhtes Ausblicken.

„Danke bestens!“ sagte ich in möglichst unbefangenen Ton; „ich habe die Gepflogenheit, nie mehr auf meinen Teller zu legen, als was darauf Platz hat.“

„Du scheinst heute sehr — zerstreut,“ wandte sich Frau Slyter an ihren Neffen und gleich darauf an mich: „Ich glaube, daß Sie auf Ihrer Fuhrtour wenig Anziehendes in unserem Nachlande finden werden.“

„Die holländischen Ebenen haben für mich einen ganz besonderen Reiz.“

„Ich würde,“ mischte sich die Tochter ein, „gebirgige Gegenden vorziehen. Namentlich den Rhein möchte ich sehen.“

„Sie würden sich nicht enttäuscht fühlen, mein Fräulein, und vielleicht noch Schöneres dort finden, als Sie sich versprechen können.“

„Warum kommen denn,“ lautete ein neuer Zornesausbruch des Neffen, „so viele Deutsche nach Holland, wenn es in ihrer Heimat so schön ist? Sie können alle zu Hause bleiben.“

Auf die Albernheit hielt ich es für passend, ihm die Antwort schuldig zu bleiben, fragte aber meine Nachbarin Martha.

„Sind Sie auch dieser Meinung?“

Bevor sie mir aber erwidern konnte, sagte der Hausherr zu seinem Neffen: „Du scheinst Kopfschmerz zu haben; ich würde Dir raten, gleich in die frische Luft zu gehen.“

Diese Worte waren mit einer Geberde begleitet, die keinen Zweifel darüber ließ, daß dieser Rat ein Befehl war. Herr Meulen leistete Folge. In der Thüre drehte er sich noch einmal um und warf erst mir, dann seiner Cousine einen giftigen Blick zu. War er am Ende eifersüchtig?

„Kennen Sie Herrn Scheppers in Amsterdam?“ brach Herr Slyter das durch diesen Zwischenfall herbeigeführte Schweigen.

„Einen dieses Namens, Herrn Louis Schepper, kenne ich recht gut.“

„Ja, den meine ich,“ erwiderte er. „Pflügt er noch immer so eifrig Musik zu treiben wie früher?“

„Musik ist auch jetzt noch sein Stiefkinder,“ versetzte ich. „Allwöchentlich einmal findet bei ihm abends eine kleine musikalische Unterhaltung statt, an der auch ich als Mitwirkender teilnehme.“

„Sie sind musikalisch!“ rief er mit plötzlich freundlich gewordener Miene. „Welches Instrument spielen Sie?“

„Ich gehöre zur Kunst der Geigenstreicher,“ erwiderte ich, „und bin meiner Violine so treu, daß ich sie selbst auf Reisen mitnehme, wie sie auch diesmal meine Begleiterin ist.“

Herr Slyter entdeckte sich mir darauf als großen Musikfreund. Er kultivierte das Klavierspiel und habe sich schon oft Mühe gegeben, regelmäßige Musikfränzchen nach Art seines Freundes Schepper zu stande zu bringen, seine Bemühungen seien aber leider immer gescheitert.

„Nun, vielleicht ist dieser Herr,“ warf Frau Slyter, auf mich zeigend, ein, „so freundlich, mit Dir einmal zusammen zu spielen.“

„Das würde mir zum größten Vergnügen gereichen,“ antwortete ich.

„Gedenken Sie denn,“ fragte darauf Herr Slyter, „sich noch länger in Kampen aufzuhalten?“

„Noch drei bis vier Tage.“

Ich wurde darauf für den folgenden Tag zum Diner eingeladen, um nach dem Essen ein Zusammenspiel mit Herrn Slyter zu halten. Freudig nahm ich die Einladung an. Im Laufe des ferneren Gesprächs stellte es sich heraus, daß mehrere meiner gut eingeübten Chopinschen Etüden zu den Lieblingspièces des Herrn Slyter gehörten. Niemals im Leben hatten mich meine musikalischen Kenntnisse mit größerer Freude erfüllt als jetzt, mußte ich es ihnen ja danken, daß ich Herrn Slyters Gunst gewonnen. Da ich ferner die Zuversicht hegen durfte, auf Frau Slyter guten Eindruck gemacht zu haben und beim Abschiede von Martha mit den schmeichelhaftesten und mir so viel sagenden Worten: „Es freut mich, daß Sie so langen Aufenthalt in Kampen nehmen,“ beglückt wurde, so hielt ich mich von Fortuna ganz besonders unterstützt.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuerliche Schicksale.

Von

Dr. Max Lorking.

III.

Wir sitzen an einem der Tische einer bekannten Verbrecher-Schenke in der Nähe von Houstonstreet und Bowery, und unser Cicerone kennt all die Spitzbuben und Galunken, die hier aus und ein gehen.

„Sehen Sie dort den bleichen, rotenhaigen Graukopf mit den wässrigen Augen?“ beginnt er und weist nach einem andern Tisch, an welchem die bezeichnende Gestalt, einen halb geleerten Schoppen Wein vor sich, in sich zusammengesunken eingeschlummert ist, während zwei junge Burche sich anshiden, ihm irgend einen Schabernack zu spielen. „Es ist Max, der Doktor oder ‚Doc‘, wie er abgekürzt heißt, der Vater und Lehrer der Diebe, der Pädagoge des Verbrechertums.“

„Er selber hütet sich aber wohl, mit den Männern des Gesetzes in Verührung zu kommen?“

„Gewiß, überdies hat Max kein Schäschen im Trodenen. Er besitzt zwei profitable ‚Jencos‘ (Hehlereigehäfte), eine heimliche Schnapsbrennerei und einen Pavillon auf Coney Island, wo die jungen Vongfinger mit ihren Schönen im Sommer baden, trinken und tanzen. Unterricht im Stehlen und Einbrechen erteilt er übrigens nicht um des schändlichen Gewinnstes willen, sondern weil ihm die Teufelei Spaß macht.“

„Nicht möglich!“

„Und doch ist es wahr. Er haßt das ganze Menschengeschlecht, er haßt die Gesellschaft, die ihn zum Verbrecher wider Willen gestempelt hat, er rächt sich an ihr für das furchtbare Unglück, das ihn erbarmungslos verfolgte, jenseits und diesseits des Ozeans.“

„Würden Sie die Güte haben, mich mit ihm bekannt zu machen?“

„Wozu das? Glauben Sie etwa, Max würde Ihnen seine Geschichte erzählen? Sie kennen den Mann nicht. Seine Vergangenheit ist das Gespenst, das ihn nimmermehr verläßt, ist das Skelet im Hause, wie der Romanschriftsteller sagt, ist seine Spukstimmung, deren Thüre sich seinem Gedächtnis niemals schließt. Neun Zehntel seiner Bekannten wissen nichts von seinem Vorleben, ich aber kenne es und will es Ihnen schildern. Er ist uns außer

Hörweite, denn in acht nehmen muß man sich vor ihm; ob er auch scheinbar schläft, er horcht auf alles, und sieht es, wenn eine Ratte durch eine Spalte kuckt.

Unter Berichterstatter räuspert sich, nimmt einen kräftigen Schluck, thut einige lange Züge aus seiner Cigarre und fährt fort: „Wenn Diebe von Profession erst einmal jemandes kleinen Finger haben, dann ist er verloren, er muß ihr Spießgeselle werden, er mag nun wollen oder nicht, es ist einfach nur eine Frage der Zeit. Sie halten ihn fest am Kragen und lassen ihn nie wieder los, ob er sich auch aus Leibeskräften dagegen sträubt. So ist's auch mit Doc gewesen. Er zählte kaum dreißig, als er vor zwanzig Jahren nach Amerika herüber kam, um sich den Klauen deutscher und französischer Verbrecherbanden zu entwinden. Aber er brachte es eben nicht fertig, die Bruderschaft auf dieser Seite des großen Wassers war schon vorher von seiner Ankunft benachrichtigt und bestellte sich hier an seine Söhne.

Doc stammt aus einer altprätorischen Familie Vaperns, studierte in München Medizin und ließ sich nach obholtem Staatsexamen als praktischer Arzt in Berlin nieder. Es gelang ihm einige verzeihliche Kuren, sein Ruf war bald gegründet und die ersten Kreise der Hauptstadt öffneten sie ihm. Er lebte flott und leichtsinnig, verschwendete, um mit seinen vornehmen und reichen Freunden gleichen Schritt halten zu können, weit über seine Mittel hinaus, und das war sein Verderben. Es dauerte nicht lange, da geriet er in die Hände gewissenloser Spieler von Beruf, und diese überredeten ihn, als er eines Nachts große Summen verloren hatte, mit einem gefälschten Wechsel weiter zu gehen. Natürlich schossen sie hinterher hochherzig zusammen und zahlten den Betrag, aber es gelang ihnen, nachdem der Wechsel eingelöst worden war, in den Besitz des gefährlichen Dokumentes zu kommen. Das war die erste Falle, in welche sie ihn lockten, er konnte ihnen nicht mehr entkommen. Um ihn aber ganz sicher zu haben, machten sie ihn eines Tages berauscht und benutzten ihn in diesem Zustande als Lockvogel in einem schlaun angelagten Konfidenzschwindel, der ihnen viel Geld eintrug. Jetzt war es um den jungen, hoffnungsvollen Arzt geschehen.

Doc war mit einem schönen, feingebildeten Mädchen verlobt, Bertha von H., die selbstverständlich keine Ahnung davon hatte, mit welchem Gefindel ihr Bräutigam verkehrte. Als er diesen Gaunern mitteilte, er stehe im Begriff, sich zu verheiraten und sei entschlossen, wieder ein fleißiger, nüchtern und ehrenhafter Mensch zu werden, da wurden ihm zu seinem Entsetzen die Augen geöffnet. Er raste wie ein gefangener Löwe in seinem Käfig, aber es half ihm nichts. Es hilft überhaupt nie etwas in solchen Fällen. Je mehr er tobte, desto mehr lachten sie ihn aus. Sie hielten ihm die Beweise seiner Schuld vor, legten ihm lächelnd auseinander, wie er ihr Complice gewesen, und freuten sich, als er ohnmächtig an seinen Ketten zerrte. Endlich sah der Doktor die Ruchlosigkeit ferneren Kampfes ein, begriff, daß er an Händen und Füßen gebunden war, gab nach, schloß sich der Bande an, vermählte sich mit seiner lebenswichtigen Braut und übte seine Praxis weiter aus, nach wie vor.

Hier schwingt der Redner ein weichen.

Witterweile trieben die beiden jungen Diebe ihre Kurzweil mit dem eingekerkerten Doc, steckten ihm Zahnschmerz und Streichhölzchen in Bart und Haar und machten sich auf andere Weise über ihn lustig.

„Passen Sie auf, die zwei Kerlschen laufen noch übel an,“ meinte der Cicerone, „jetzt haben sie ihn sogar Dutschman“ (bezeichnet eigentlich einen Holländer, in den Vereinigten Staaten wird jedoch der Deutsche verächtlich so genannt), tituliert, das verträgt Doc nicht, ich verwette meinen Kopf darauf, daß er's gehört hat. Und sehen Sie, dort sind zwei Detektiven eingetreten, die kommen gewiß wegen des vorgestrigen Einbruchs in Fifth Avenue, um hier zu spionieren.“

Die beiden Geheimpolizisten nahmen nicht weit von dem Tische Platz, an welchem das Trio saß.

Mag ward nun von seinen Genossen zum Späher, zu einer Art von „advance agent“ erhoben, fuhr der Erzähler fort, „er mußte die reichen Häuser, in denen er als Arzt oder Freund verkehrte, im Interesse der Bande auskundschaften. Lange Zeit hindurch wurden viele der begüterten Familien Berlins von erfolgreichen Einbrüchen heimgeschickt, denen die sonst so wachsame Polizei vollkommen ratlos gegenüberstand. Es hatte den Anschein, als beständen die nächtlichen Gäste die Nacht, von der Ferne aus durch feinerne Wände, eiserne Thüren und goldene Trübenbedel zu blicken. Sie schienen schon im Voraus zu wissen, wo die begehrten Kostbarkeiten zu finden waren, und gaben sich kaum mit Brecheisen und anderen Diebstahlwerkzeugen ab, nachgemachte Schlüsseln genügten ihnen. Mit den Gewohnheiten der betreffenden Familien waren sie bis in die geringsten Einzelheiten betraut. Schlafzimmer zu betreten, hüteten sie sich, durch den Haupteingang oder durch die Hintertüre drangen sie ein, geräuschlos wie Gespenster, öffneten die Silberkassette, raubten alles, vom Taselguthab bis zum Theelöffel, aber nur solches Geld, das sie ohne Gefahr der Entdeckung mitnehmen konnten. Am nächsten Morgen war die Thür regelrecht verschlossen, aber das Gold und Silber verschwunden — spurlos, wie durch Zauberei. Die Bestohlenen entließen ihre Hausmeister, verhörrten ihr Gefinde, beobachteten mit mikroskopischer Schärfe die Kammermädchen, aber nichts, gar nichts wollte fruchten.“

Der Doktor hatte den Schlüssel zum Geheimnis, doch keiner Menschenfelle fiel es ein, ihn zu beargwöhnen. Seine Methode war lächerlich einfach, als Hausarzt genoss er das vollste Vertrauen und es war für ihn ein leichtes, Diagramme der Zimmer und Korridore zu zeichnen, Notizen darüber zu machen, wo die Wertgegenstände lagen, Wachsabdrücke der Schlüssel zu nehmen und den Hund zu betäuben, wo ein solcher wachte. Sogar bei seinem Schwiegervater brach die verwogene Bande ein, und die leidende Mutter von Docs junger Frau starb infolge des gebannten Schreckens.

„Endlich ließen die Verbrecher von selbst in die strafbereiten Arme des Gesetzes, wie es zuletzt allen Schurken ergeht. Durch ihr Glück fühlte gemacht, verabsäumten sie ihre bisherige Vorsicht, die ihnen verbot, in die Schlafgemächer ihrer Opfer einzubringen. Eines Nachts wagten sich zwei der Kerle, denen die Leute nicht nach Wunsch ausgefallen war, in eines der Schlafzimmer, in welchem ein junger Artillerieoffizier lag. Sie hatten die Thür kaum halb geöffnet, da erwachte der Lieutenant und feuerte zwei Revolverkugeln auf die beiden ab, von denen der eine tot, der andere tödlich verwundet zu Boden stürzte. Letzterer legte vor seinem Ende ein volles Geständnis ab; einige von der Bande,

noch rechtzeitig gewarnt, entflohen, die übrigen wurden zu langjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Gegen den Doktor lag nur der eine Fall vor, auch zeugte gegen ihn nur die eine gravierende Aussage des Verwundeten, seine anderen Spießgesellen schwiegen über seine Verbindung mit ihnen wie das Grab. Er erhielt einen Prozeß für sich und leugnete bis auf den letzten Augenblick. Seine Gattin, von seiner Unschuld überzeugt wie vom Evangelium, hartete getreulich an seiner Seite aus, bis das Gericht ihm einen fünfjährigen Straftermin im Zuchthause zuschickte. Da sank sie mit einem furchtbaren Schrei ohnmächtig zusammen und als sie wieder zu sich kam, war sie eine Irrensinne. Mag, der sich ebenfalls wie ein Wahnsinniger geberdete, mußte seine Zeit abküssen, und als er die Sträflingsjacke auszog und sich nach seiner Gattin erkundigte, erfuhr er, daß sie schon längst ihre Vernunft wieder erlangt hatte und, um der Schande zu entgehen, mit ihrem Knaben ins Ausland gewandert war, wohin, das wußte ihm niemand zu sagen.“

Jetzt sagte Doc den festen Entschluß, wieder ein ehrlicher Mensch zu werden. Er änderte seinen Namen und ging nach Paris, wo er als Arzt in eines der großen Hospitäler eintrat und es vermöge seiner Erfahrung und Kunst bald zu bedeutendem Ansehen brachte. Allein er war nun einmal gebrandmarkt, die noch übrigen Mitglieder seiner alten Bande spürten ihn aus, folgten ihm auf Schritt und Tritt, wollten ihn abermals zu ihrem Helfershelfer machen und ängstigten und bedrohten den armen Teufel so, daß er ihren Späheraugen bei Nacht und Nebel entschlüpfte, sich nach Amerika einschiffte, den Namen wiederum wechselte und sich, um möglichst unkenntlich zu sein, einen Vollbart wachsen ließ. Doch schauen Sie einmal dort hin,“ unterbrach sich der Erzähler, „was die frechen Bengels mit dem alten Doc anfangen. Wehe ihnen, wenn er sie dabei ertwischt!“

Die beiden Burische malten mit einem angebrannten Kork Hieroglyphen auf Stirn, Nase und Hemdbusen des Schlummern, während die Detektiven das Paar in aller Gemütsruhe beobachteten, gemächlich ihre Cigarre rauchend und ihr Bier trinkend.

„Well, er hatte abermals die Rechnung ohne den Wirt gemacht,“ nahm er den Faden seiner Erzählung wieder auf, „es währte nicht gar so lange, da hatten sie ihn in seiner Zurückgezogenheit aufgespürt und mit ihren Geierklauen gepackt. Es war natürlich nicht die alte deutsche Bande — einer oder zwei davon mochten wohl darunter sein — aber die Diebe bilden über die ganze Erde hinweg einen Orden, wie die Freimaurer und die Odd Fellows. Anfänglich wehrte sich Doc mit Händen und Füßen, er zappelte wie eine Fliege im Spinnennetz, aber es half ihm alles nichts. Bald war er wieder der Spießgeselle von Spitzbuben und ein cracksman oder Einbrecher comme il faut, obgleich er häufig noch den Versuch machte, sich von seinen bösen Geistern zu befreien. In qualvollen Träumen raste er gegen sein unheiliges Geschick, aber man ließ ihn nicht los, weil er der intelligenteste von allen war. Spielte jemand auf sein verwundenes Weib und Kind an, dann schäumte er vor Wut und wurde gefährlich wie ein wildes Tier, das aus seinem Käfig auszubrechen droht.“

Vielleicht wäre es ihm doch noch gelungen, seine Fesseln zu sprengen, hätte sich nicht etwas ereignet, was sonst nur in Romanen vorzulommen pflegt, und das geschah folgendermaßen. Eines Nachts machten sich fünf von der Bande, Mag mit dabei, auf, um eine reiche ausländische Familie zu berauben, die sich in der Umgegend New-Yorks einen Landsitz gepachtet hatte. Die Hauptpläne der Halunken hatten ihnen mitgeteilt, daß sie eine große Beute an Silbergerät, Juwelen und Gold holen könnten, und ihnen auch genau angegeben, wo diese Schätze zu finden waren. Der einzige Weg, auf welchem sie in die Villa eindringen konnten, ging durch das Schlafzimmer im zweiten Stockwerk, wo eine junge Witwe wohnte, die Keisebegleiterin und Gesellschaftlerin der Frau des Hauses. Sie hatte ihr herzkrankes Kind bei sich, das unter ihrer beständigen Obhut und Pflege war.

Es war die Verabredung getroffen worden, daß Doc als der am leichtesten Gebaute mit seinem schleichenden Fußtritt zuerst einsteigen, die Witwe chloroformieren und dann die Vordertüre öffnen sollte, um die anderen vier einzulassen. Es wurde eine Leiter angelegt, Mag erklimmte sie und glitt wie ein Schatten in das Cabinet, während ein zweiter ihm folgte, weil man ihm der Vorhut halber ausgespakt, und die übrigen drei unten in den Blumenbeeten lauerten. Indessen war die Frau nicht nur wach, sondern sogar auf, obgleich Doc sie nicht sehen konnte, als er sich hineinzwang, das Licht brannte zu düster. Aber sie hatte ihn trotz seines fahnenartigen Ganges gehört, schrie leise auf und drehte das Gas zu voller Flamme an.

Sein eigenes Weib und Kind waren es, die er noch länger als neun Jahren in jener Nacht auf so unerwartete und wunderbare Weise wiederfand. Im Moment erkannten sie einander. „O Mag, Mag!“ freischte sie auf, „wieder als Dieb und Räuber lebst Du zu mir zurück!“ Weiß wie Kreide taumelte der Unglückliche an die Wand, er war nicht im Stande, auch nur eine Silbe über die Junge zu bringen. In der nächsten Sekunde lagen sie sich in den Armen, es war, als wolle sie ihr Leben, ihre Liebe und ihre Schmach an der Brust des entehrten Mannes ausschütten und er umfing sie stumm, mit zuckenden Lippen. Mächtig schrak sie zusammen, sie vernahmten ein trampfhaftes Rechen und Stöhnen von dem Bettchen her, in welchem der Knabe sich wand, die Augen schienen ihm aus dem Gesicht zu treten, und wild griff er mit den Händchen nach dem Herzen. Das Erscheinen des fremden Mannes hatte ihn erschreckt, und als die Eltern an sein Lager stürzten, war er bereits eine Leiche. Jammern und Nieten die Mutter vor ihrem toten Kinde nieder, sie verwünschte den Gatten, der nun auch zum Mörder am eigenen Kinde geworden.

Der zweite Einbrecher war Mag auf dem Fuße gefolgt und Zeuge der ganzen erschütternden Scene gewesen. Sobald er sich wieder gefast hatte, sprang er hinein und bemühte sich, Doc zu bewegen, daß er nunmehr den ursprünglichen Plan ausführte. Der aber wehrte sich wie ein Wahnsinniger, durch den Lärm erwachten die Bewohner des Hauses und kamen gerade hinzu, als Mag den zweiten Räuber aus dem Fenster warf und die Leiter, auf der die drei übrigen emporstiegen, umstürzte. Seine Gattin erklärte den herbeigeeilten Insassen der Villa, daß ihr Mann ihr zu Hilfe gekommen sei, als die Einbrecher sie überfallen hätten, er ward wie ein Held gefeiert und ließ beim Weggehen einen falschen Namen und eine andere Adresse zurück. Vierundzwanzig Stunden später fand er sein Weib wahnnummadet an der Leiche ihres Kindes, sie erkannte weder ihn noch irgend einen andern Menschen wieder und mußte nach der Irrenanstalt auf Blackwells

Island geschafft werden, wo sie sich bald darauf zu Tode raste. Von der Zeit an war Mag wie umgewandelt, er schleuderte kein Gewissen weit von sich hinweg und ward zu dem, was er jetzt ist. Doch holla, was gibt's denn da?“

Der alte Doc war aus seinem Schlummer erwacht und sah im Spiegel, wie die beiden frechen Buben ihn zugerichtet hatten. Er reinigte sich mit einem seidenen Taschentuch, dann wandte er sich mit einem beschafften Blick auf die erblickenden Burischen an die schweigenden Detektiven:

„Sie suchen nach den Einbrechern, die vorgestern nacht das Haus in Fifth Avenue beraubt haben?“ fragte er.

Die Geheimpolizisten nickten.

„Hier sind die Vögel,“ fügte er hinzu, indem er mit seinem langen, knochigen Finger auf das bestürzte Duo wies, „die Pfand-scheine für die verletzten gestohlenen Sachen befinden sich noch in ihren Taschen.“

Sofort hatten die Detektiven die jungen Diebe am Kragen und es erklang im Lokal das ominöse Klirren der Handschellen. Sie mußten wohl zum erstenmal verhaftet werden, denn sie heulten und jammerten laut, als sie abgeführt wurden.

Auf Besuch beim Sohne.

(Bild S. 436.)

Im Glend ist der Peter aufgewachsen. Er hat nie etwas anderes gekannt, als vielfach geflickte Kleider und dürftige Kost. Aber wenn die Schule vorbei, er den Eltern nicht mehr hat helfen brauchen, da hat er doch frei umherstreifen und mit den Vögeln um die Wette in die Lüfte hinausfliegen dürfen. Wie schön war's, an lauen Sommerabenden am Waldestrand zu liegen, in den Dorfstraßen mit den Gefährten sich zu jagen oder selbst im Dienst des reichen Bauern auf den Redern zu schaukeln und sich zu mühen! Wie schön war's, im Winter auf dem Eise dahinzuschieben oder im Schnee sich zu tummeln! Wie gut die Eltern, wenn auch hart zuschlagend und nicht mit sanften Händen ihn ziehend! Dann aber ist er vierzehn Jahre geworden. Er hat die Schule verlassen und ins feindliche Leben hinaus müssen. In einem strengen Schmiede-meister im benachbarten Flecken ist er in die Lehre gekommen. Nun ist's vorbei mit dem Spielen und dem sorglosen Umherstreifen. Er muß arbeiten, schwer arbeiten, und statt Dank und freundlichen Zuspruchs gibt es nur Pöffe und harte Verweise. Die ganze Welt scheint ihm verkehrt und mit Schleiern verhangen. Nie hat er geglaubt, daß das Brot in der Fremde so bitter schmecken und so schwer zu erringen sein werde. Nur wenig Lichtpunkte gibt es in seinem öden, eintönigen Dahinleben — es sind die Tage, wenn er einmal ins heimische Dorf hinüber darf oder die Mutter kommt, um im Flecken Einkäufe zu machen oder den Ueberfluß an Butter und Eiern zu verwerten. Welche Freude, ein paar Minuten mit ihr allein zu plaudern von allem, was daheim passiert, und dann vor allem welche Freude, sich einmal wieder gegenseitig satt essen zu können an dem Schinken oder der Wurst, die sie nie vergißt mitzubringen. Denn die gestrenge Frau Meisterin führt nicht allein ein forschtes Regiment über ihren Ehemann, der allzu leicht der Neigung nachgibt, tief ins Glas zu sehen, sondern um einige Grade verstärkt auch über die Gesellen und Lehrlinge. Viel Arbeit, schmale Kost — das ist ihre Losung. Sorgsam wird jedem keine Ration zuerteilt und klein genug — murrend wird es ertragen. Die Gesellen begehren auf, wenn es einmal allzu arg wird, sie schimpfen und randalieren; aber was hilft's. Und nun gar er, der Peter, er, der nur geduldete, an dem jeder keine schlechte Laune ausläßt! Aber einst wird auch er einer der gewaltig Herrschenden sein, er wird Geknecht, wohl gar Meister werden. Dann beginnt eine herrliche Zeit, er wird befehlen, statt sich befehlen zu lassen, er wird Geld verdienen, viel Geld, — er wird auf die Kirchweih gehen und mit den hübschen Mädchen tanzen, den Hut auf einem Ohr, die Cigarre im Munde. Es lohnt sich schon, eines so herrlichen Zieles wegen ein paar schlechte Jahre durchzumachen. Wäre es nur erst so weit. Hosanna!

A. Th.

Vorbereitung zum Kasperltheater.

(Bild S. 441.)

Der Prinzipal der kleinen Jahrmärktgruppe, die da allem Anschein nach Probe hält, scheint noch einer vom alten, gemüthlich-behaglichen Schlage zu sein, einer aus jener guten alten, das Meiste besser ernährenden Zeit, wo wir noch nicht so verfeinert waren wie heute, und es noch verstanden, uns an dem derben Wiße des allezeit frühlichen Kasperle mit unseren Kindern herzlich zu ergötzen.

Das Personal ist verammelt; Kasperle, der tolle Streichmacher, der fidele Lustbus, ist bereits auf seinem Posten in den Händen des wohl würdig erst engagierten jungen Kunstgenossen, die übrigen Akteure liegen einstweilen noch in buntem Durcheinander friedlich beiseite: „Der bläuliche Tod“, der Menschenfresser, „Der schnapfende, gutmütige Herr Nachbar“, der stets so viel Schädle kriegt, „Das thranenreiche Weib Kasperles“ und „Der schwarze Teufel“, der den lichterlichen Kumpan schon so oft geholt. Eben übernimmt Kasperle die wichtige Rolle, mit der er nachher sein zänkisches Ehegepons und deren geschwähige Kaffeeschwester, den schmauchigen Polizeiergeanten und den gewaltigen Herrn Kommissär, sowie schließlich Tod und Teufel siegreich erschlagen wird, um endlich, auf dem hohen Reichenhauften sitzend und den selben mit gewaltigen Stößen bearbeitend, einen großartigen Triumph zu feiern zum Gaudium seines mitjubelnden Auditoriums.

Bald wird's losgehen; der Junge wird die große Trommel rühren und der alte Prinzipal, sein anmutiges Kind zur Seite, dem Maul und Ras' aufstreichenden Publikum das Programm der Vorstellung ankündigen. „Immer heranzupaziert, meine Herrschaften! Wir werden die Ehre haben, zur Aufführung zu bringen das große Lufr, Schau- und Trauerspiel: „Das böse Weib“, oder „Kasperles Verzweiflung, Rache und Triumph!“ — Immer heranzupaziert, meine Herrschaften, nur einen Silbergroßen die Person!“

Krruum!

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

Sechzigstes Kapitel.

Jenny Wundermann hatte allerdings dem Baron von Feldern versprochen, seine Rückkehr im Hotel erwarten zu wollen, aber sie war nicht gesonnen, dieses Versprechen zu halten.

Seit der Stunde, in der ihr die Verbrechen des Gatten klar geworden waren, kannte sie nur noch den einen Wunsch, den Bedrohten zu warnen und vor der Verhaftung zu bewahren, und dieser Wunsch konnte nur dann Erfüllung finden, wenn ihre Warnung ihn so früh erreichte, daß er Zeit genug fand, sich seinen Verfolgern zu entziehen.

Ihren Bitten, nicht schon von Homburg aus die Verhaftung ihres Gatten zu beantragen, hatte der Baron nachgegeben, sie wußte auch, daß ihm wenig an dieser Verhaftung lag, seitdem die Leiche seines Schwiegervaters untersucht und keine Spur eines Verbrechens an ihr entdeckt worden war.

Er behandelte sie überhaupt sehr gütig, und auch Hermance ließ sie nicht entgelten, was ihr Gatte verbrochen hatte, aber die Beziehungen zwischen ihr und der jungen Frau blieben kühl und von keiner Seite wurde der Versuch gemacht, sie wärmer und freundschaftlicher zu gestalten.

Wie hätte es auch anders sein können! Trotz der Obduktion und des ärztlichen Gutachtens hegte Hermance noch immer den Verdacht, daß ihr Vater das Opfer eines Mordes geworden sei, sie konnte und wollte an den Herzschlag nicht glauben, der seinem Leben so plötzlich ein Ende gemacht haben sollte!

Und darüber glaubte sie nur dann volle Gewissheit erhalten zu können, wenn Theodor Wundermann verhaftet und eine strenge gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde.

Und dies forderte sie um jeden Preis, ihr Haß gegen den Abenteurer war unverwundlich.

Henry Flotwell billigte die Absicht Jennys, aber er sprach nicht darüber, er hatte absichtlich nicht den Baron begleitet, um der Freundin nahe zu bleiben und nötigenfalls sie in der Ausführung ihres Vorhabens zu unterstützen.

Sie waren alle nach einer langen Fahrt erst kurz vor Mittag angekommen, Hermance fühlte sich erschöpft, sie zog gleich nach dem Diner sich in ihr Schlafgemach zurück, um einige Stunden auszuruhen. Ihr Gatte aber durfte sich keine Ruhe gönnen, sie drängte ihn, ohne Verzug die Polizeibehörde von dem Vorgefallenen zu unterrichten und die Verhaftung des Verbrechers zu veranlassen.

Er hatte daraufhin mit Henry Flotwell noch eine kurze Unterredung gehabt und dann das Hotel verlassen.

Bald darauf war Jenny, zum Ausgang gerüstet, in das Zimmer des Freundes eingetreten.

„Der Augenblick des Handelns ist nun für mich gekommen,“ sagte sie in entschlossenem Tone, „darf ich um Ihre Begleitung bitten? Ich kenne in dieser fremden Stadt nicht Weg noch Steg, ich weiß nicht einmal, wo das Haus liegt, in dem Theodor wohnen soll.“

Henry Flotwell hatte bereits seinen Paletot angezogen, er nahm seinen Hut und schritt zur Thüre.

„Es ist ein furchtbarer Gang für Sie, meine arme Freundin!“ erwiderte er voll herzlicher Teilnahme. „Ich will Sie begleiten bis ans Haus, nur verlangen Sie nicht, daß ich mit Ihnen hineingehe, ich glaube, ich würde

„Nicht bis vor das Haus!“ erwiderte sie rasch. „Das könnte Aufsehen erregen, die Warnung muß heimlich kommen, wir wissen ja nicht, ob das Haus nicht schon polizeilich bewacht wird.“

„Fürchten Sie, daß Sie schon zu spät kommen können?“ Der Baron ist vor uns fortgegangen, er wird nun seine Maßregeln energisch treffen.“

„Er besucht zuerst den Herrn, der uns nach London wegen der Photographie geschrieben hat,“ sagte Flotwell in beruhigendem Tone, „die Verhandlungen mit ihm nehmen einige Zeit in Anspruch, und mit der Verhaftung wird die Behörde sich auch nicht so sehr beeilen.“

„Das kann mich nicht beruhigen,“ erwiderte sie kopfschüttelnd, „der Herr Baron wird sich beeilen, weil er weiß, wie energisch seine Gemahlin die Verhaftung meines Mannes verlangt! Und er selbst wünscht ja auch, diese ihm unangenehme Angelegenheit so rasch wie möglich zu erledigen. Wollen Sie meinem Gatten den letzten Freundschaftsdienst erzeigen?“

„Was verlangen Sie von mir?“

„Nichts, Henry, nur eine Bitte möchte ich an Sie richten. Mein plötzliches Erscheinen wird meinen Gatten so sehr bestürzen, daß er nicht weiß, was er beginnen soll. Wollen Sie ihm dann noch einmal mit Ihrem Rat und Ihrer Hilfe zur Seite stehen und dafür sorgen, daß er ungefährdet die Stadt verlassen kann?“

Das Antlitz Flotwells hatte sich umwölkt, ein Zug des Unmuts umzuckte seine Lippen.

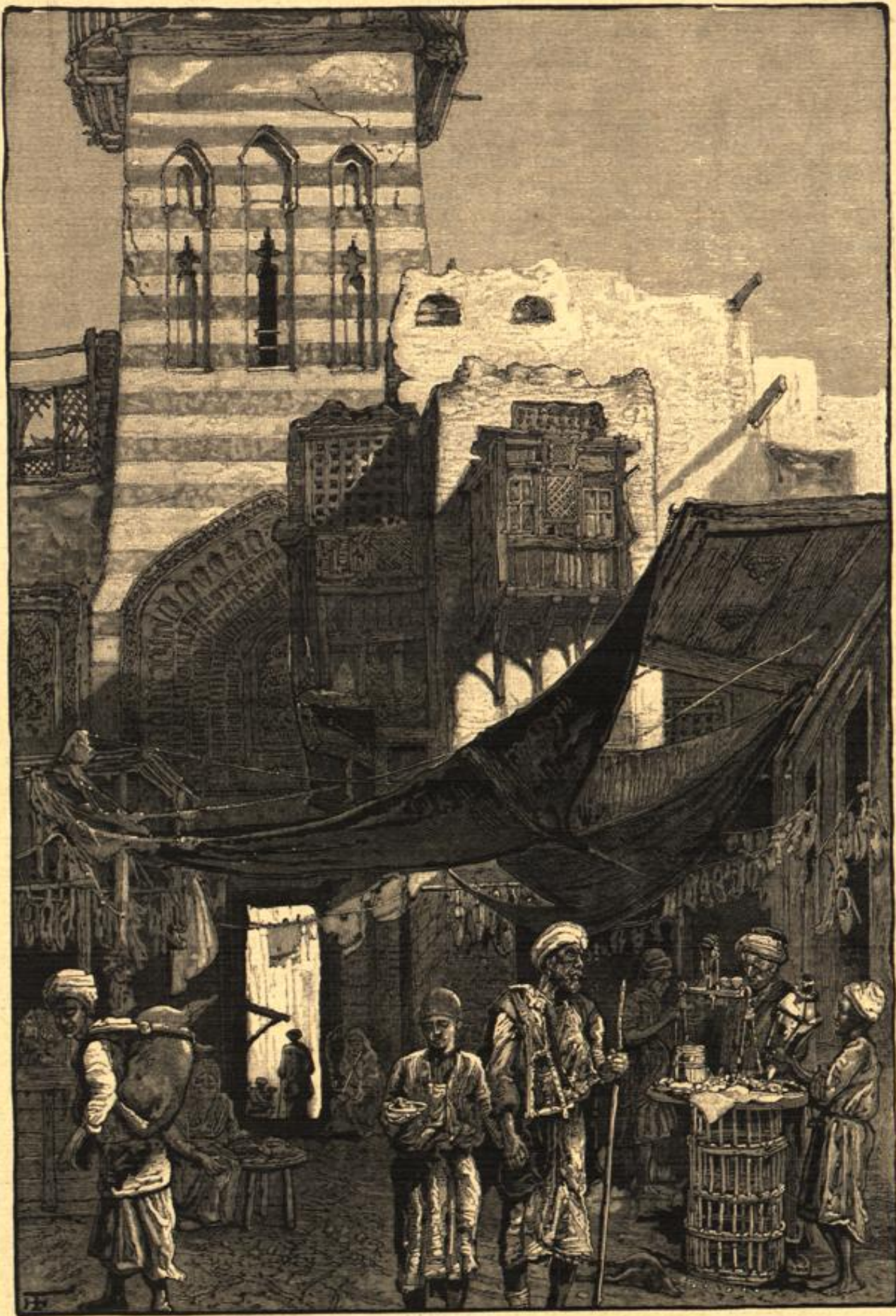
„Ich bin sein Freund nicht mehr, Jenny,“ sagte er kopfschüttelnd, „ich hätte ihm alles vergeben können, nur diese Schurkerei nicht, durch die er bewies, daß er niemals ein Herz für Sie befehlen hat.“

„So denken Sie an die Freundschaft, die Sie zu mir und meinem Kinde hegen, bei dieser Freundschaft beschwöre ich Sie, meine Bitte zu erfüllen. Ich will Theodor nicht verteidigen und rechtfertigen, aber vergessen Sie doch auch nicht, in welcher Verzweiflung er sich in Homburg befand. Der Zufall bot ihm die ersuchte Hilfe, ihm blieb keine Zeit zu langem Nachdenken, er nahm, was ihm geboten wurde, wer will ihn deshalb verdammen? Aber was er auch verbrochen haben mag, bedenken Sie, daß seine Schande auf mein Kind zurückzufallen wird,“ fuhr sie in leidenschaftlicher Erregung fort, nachdem sie eine geraume Weile vergeblich auf eine Antwort von ihm gewartet hatte; „kann dies

auch nicht ganz verhütet werden, so wird doch die Schande geringer sein, wenn es ihm gelingt, sich der Bestrafung zu entziehen. Wäre es nicht auch für Sie ein furchtbarer Gedanke, den ehemaligen Freund im Gefängnis zu wissen?“

„Ich würde mir sagen müssen, daß es eine gerechte Strafe für ihn sei!“ antwortete er mit dumpfer Stimme. „Aber Ihrewegen will ich auch diesen Dienst ihm noch erzeigen, sagen Sie mir nur, wie Sie sich meine Hilfe denken.“

„Warten Sie vor dem Hause oder an der Ecke der Straße mit dem Wagen auf ihn und bringen Sie ihn zur Bahn, helfen Sie ihm, daß er fortkommt und bringen Sie



In einem Schuhbazar in Kairo. Zeichnung von H. Fenn. (S. 442.)

mich vergehen an dem Ruchlosen, der Weiß und Rind so leichtfertig der Schande preisgeben konnte.“

„Ich meine noch immer, es könne nicht sein,“ sagte Jenny leise, während sie den Korridor durchschritt, „ich halte an der Hoffnung fest, daß in jenem Hause ein völlig Fremder mir entgegentritt.“

„Wenn Sie auf meinen Rat hören wollen, so lassen Sie diese Hoffnung fahren, die Enttäuschung würde zu gewaltig an Ihrer Fassung rütteln, die Sie sich bewahren müssen.“

„Wissen Sie, wo das Haus liegt?“

„Ja, ich kenne Straße und Hausnummer, wir werden einen Wagen nehmen und hinfahren.“



Vorbereitung zum Puppentheater. Zeichnung von J. Taylor. (S. 439.)

mir später die Nachricht, daß ihm die Flucht gelungen ist. Wenn diese Stadt hinter ihm liegt, dann wird seine Bestimmung wiederkehren und ihm den Weg zeigen, den er verfolgen muß. Wollen Sie das thun? Nicht für ihn, sondern für mich, Henry —

„Ich verspreche es Ihnen,“ unterbrach er sie, während sie rasch auf einen Wagen zuschritten, der auf Passagiere wartete, „ich begehre damit ein Unrecht, aber Ihre Wege will ich es auf mich nehmen.“

Er bezeugte dem Kutscher die Straße und befahl ihm, an der Ecke derselben zu halten, sie stiegen ein, der Wagen rollte von dannen.

Während der Fahrt wurde kein weiteres Wort gewechselt, sie hingen beide ihren Gedanken nach, die ihnen genügende Beschäftigung boten.

„Ich vertraue auf Sie,“ sagte Jenny, als der Wagen hielt, „sollte er wider Erwarten meinen Rat ablehnen, so lehre ich zu Ihnen zurück.“

Sie drückte ihm die Hand und zog gleich darauf an dem alten Hause die Glöde; Kaspar öffnete ihr die Thüre. „Sagen Sie Ihrem Herrn, eine Dame müsse augenblicklich mit ihm reden!“ befahl sie in gebrochener deutscher Sprache, und ihre Stimme klang dabei so energisch, daß der alte Mann keinen Widerspruch wagte.

Er musterte mit prüfendem Blick ihre einfache Toilette und stieg kopfschüttelnd die Treppe hinauf, Jenny folgte ihm, entschlossen, den Zutritt zu erzwingen, wenn er ihr verweigert wurde.

Theodor Wundermann hatte noch keine Ahnung von den gewitterschweren Wolken, die über seinem Haupte hingen, er stand in seinem Wohnzimmer mit dem Hut in der Hand vor dem Spiegel, bereit, sich in die Wohnung des Obersten zu begeben und dort sein Verlobungsfecht zu feiern.

Er wandte sich um, als Kaspar eintrat, starr, mit dem Ausdruck unsagbaren Entsetzens ruhte sein Blick auf seiner Gattin, die mit hochgehobenem Haupte ihm gegenüberstand.

„Befiehl Deinem Diener, daß er sich entferne!“ sagte sie in englischer Sprache; er gehorchte, Jenny verschloß hinter dem alten Manne die Thüre.

„Du mußt fliehen, alles ist entdeckt!“ fuhr sie mit mühsam erzwungener Ruhe fort, ehe er eine Frage an sie richten konnte. „Der Baron Franz von Helbern aus Brasilien ist hier, er weiß bereits, daß in Deinem Grabe in Homburg die Leiche seines Schwiegervaters ruht.“

Hatte er anfangs ihr trotzig entgegneten wollen, so war dieser Trost jetzt schon gebrochen, ihre Worte ließen ihn erkennen, daß sie alles wußte und daß kein Leugnen die Schuld in ihren Augen verringern konnte.

„Und was führt Dich hierher?“ fragte er verwirrt. „Nur die Absicht, Dich vor der Schande der Verurteilung zu bewahren, die sich an die Ferse unseres schuldlosen Kindes heften würde,“ erwiderte sie, „den Blick von ihm abwendend, „sie vermuten, Du habest Deinen Onkel ermordet.“

„Wer wagt, diesen Verdacht auszusprechen?“ fuhr er auf.

Sie richtete die Augen wieder auf sein bleiches Antlitz und sah ihn fest, durchdringend an.

„Die Tochter Deines Onkels,“ antwortete sie, „sie hat ihren Gatten hierher begleitet! Sage mir die Wahrheit, ich kann nun auch das Schlimmste hören, hast Du dieses Verbrechen begangen?“

„Nein!“

„Wie gerne möchte ich Dir glauben, aber —“

„Wer hat mich verraten?“ unterbrach er sie wieder, indem er sich auf die Lehne eines Sessels stützte.

„Der Ring Deines Onkels,“ er wurde hinter dem Bett des Verstorbenen gefunden und uns nach London gesandt. Da wir ihn nicht kannten, vermuteten wir, er sei Eigentum des Freiherrn von Helbern, so schickten wir ihn nach Brasilien.“

„Welche Dummheit!“

„Nenne es eine Fügung der Vorsehung, die das Verbrechen nicht ungestraft lassen wollte.“

Er lachte heiser, seine Hand fuhr mit nervöser Hast durch den langen Vollbart.

„War es auch eine Fügung der Vorsehung, daß ich in Frankfurt meinem Onkel begegnete, dort in demselben Hotel mit ihm wohnen und seinen Namen in der Fremdenliste finden mußte?“ spottete er. „War es ferner ihre Fügung, daß der alte Mann vor meinen Augen so plötzlich sterben mußte? Wenn es so war, dann hätte die Vorsehung wohl auch so gerecht sein können, mich ernten zu lassen, was sie selbst für mich säte! Es war alles nur Zufall, und Deine Weisheit hat, wie so oft in meinem Leben, auch diesmal mir das Spiel verdorben.“

„So rette wenigstens Dein Leben und Deine Freiheit!“

„Mein Leben? Pah, es hat keinen Wert mehr für mich, ich habe es längst verachtet! Ich war verschuldet,“ fuhr er fort, und es schien, als fühle er die Notwendigkeit, sich vor seiner Frau zu rechtfertigen, „meine Einnahmen deckten meine Ausgaben nicht, ich konnte nicht anders, ich mußte Schulden machen, und ich sagte Dir nichts davon, um Dich nicht zu beunruhigen. Meine Gläubiger wurden ungeduldig, sie drohten mit gerichtlicher Klage, in einem schwachen Augenblick vergriff ich mich an dem Gelde meines Prinzipals, um die Gläubiger zu befriedigen. Das war der erste Schritt auf der unheilvollen Bahn — pah, wie mancher macht ihn ungestraft und wird dabei ein reicher Mann! Ich setzte meine Hoffnungen auf die Spielbank

in Homburg, gewann ich dort nur so viel, daß ich das unterschlagene Geld ersetzen konnte, so war meine Ehre gerettet und ich konnte meine guten Vorsätze ausführen. Deshalb griff mir an jenem Tage die Vorsehung nicht unter die Arme? Sie that es nicht, aber sie führte mich mit meinem Onkel zusammen, und ich erinnerte mich, daß dieser Vetter meines Vaters mein Pate und daneben ein Krösus war. Ich hatte ihn seit meiner Kindheit nicht mehr gesehen, und da er über unsere Begegnung sehr erfreut zu sein schien, so glaubte ich das Beste hoffen zu dürfen. Er wollte ebenfalls nach Homburg, nicht um zu spielen, sondern um einige Tage von den Strapazen der weiten Reise auszuruhen. Er sagte mir, daß ich seinem Schwiegersohn außerordentlich ähnlich sehe, er berichtete mir seine Verhältnisse daheim und den Zweck seiner Reise, ich sah die Papiere, die er in seinem Portefeuille hatte, und beneidete seinen Schwiegersohn, dem dieses glänzende Los von einer Glückslaupe in den Schoß geworfen worden war. Franz von Helbern hatte selbst diese Reise machen sollen, um die Erbschaft in Empfang zu nehmen, am letzten Tage war das noch geändert worden, die auf seinen Namen ausgefertigten Legitimationspapiere, Kreditbriefe und Wechsel nebst verschiedenen ausführlichen Berichten und Notizen über die Familienverhältnisse und die früheren Freunde des Barons lagen im Portefeuille meines Onkels. Daß die Versuchung, von diesen Papieren Gebrauch zu machen, an mich herantreten könne, daran dachte ich noch nicht, als wir zusammen nach Homburg fuhren. Wir bewohnten in dem Hotel dort zwei Zimmer, die durch eine Thüre miteinander verbunden waren, wir gingen bald nach unserer Ankunft in den Spielsaal und ich verlor dort eine für meine Verhältnisse bedeutende Summe. Der Aerger darüber entlockte mir Aeußerungen, die meinem Onkel mehr verrieten, als ich ihm hatte entdecken wollen; er fragte, ich mußte antworten, und es blieb mir nun auch nichts anderes übrig, als meine letzte Hoffnung auf seine Hilfe zu bauen. Davon wollte er anfangs nichts wissen, er machte mir Vorwürfe, die mich erbitterten. Was hatte ich denn verbrochen? Mein Vater hatte mir allerdings ein scheinbar blühendes Geschäft hinterlassen, aber ich war noch sehr jung, als er starb, und unser Buchhalter sagte mir gleich, es seien nicht Fonds genug vorhanden, wir würden wohl liquidieren müssen, wenn wir den Bankrott verhindern wollten. Das wurde mir denn auch bald klar, und als die Liquidation beendet war, besaß ich nichts mehr. Ich ging nach England und nahm dort das Anerbieten des Hauses Volberding & Söhne an. Ich hoffte auf eine reiche Heirat, auch diesen Wunsch versagte mir die Ungunst des Glücks, Du hastest nichts, meine Einnahmen waren auch nicht so groß, wie ich es erwartete, da kamen die Schulden von selbst, und es war ungerecht, mir darüber Vorwürfe zu machen. Mein Onkel mochte das auch einsehen; nachdem er seinem Groll Luft gemacht hatte, wurde er wieder freundlicher, er riet mir, ihn nach Brasilien zu begleiten, vorher wollte er Dich kennen lernen, und er versprach mir zuletzt auch, daß er mir die Mittel geben wolle, meine Schulden zu tilgen. Ich erzähle Dir das alles, damit Du erkennst, wie wenig Ursache ich hatte, an ein Verbrechen zu denken. Der alte Herr hatte an jenem Abend schweren Wein getrunken, er war aufgeregter und er sagte selbst, daß er mehr trinke, als ihm gut sei. Die Thür zwischen unseren Zimmern blieb offen, ich konnte nicht einschlafen, ich dachte darüber nach, wie unsere Zukunft sich nun gestalten würde. Da hörte ich plötzlich im Nebenzimmer ein Röcheln, das mich beunruhigte, ich zündete die Kerze an und trat an das Bett meines Onkels. Seine Augen waren schon halb gebrochen, reden konnte er nicht mehr, ich sah gleich, daß ärztliche Hilfe zu spät kam, er verschieb sanft und schmerzlos. Was nun? Unsere Namen waren ins Fremdenbuch noch nicht eingetragen, sagte ich am nächsten Morgen die Wahrheit, so nahm das Gericht den Nachlaß des Verstorbenen in Beschlag und für mich war alles verloren. So vertauschte ich denn die Rollen; die meines Onkels konnte ich nicht übernehmen, ich war dazu nicht alt genug, meine Ähnlichkeit mit dem Baron von Helbern erleichterte mir die Ausföhrung des Planes, den ich ohne langes Zaudern entwarf. Ich schickte am anderen Morgen das Geld an Volberding & Söhne ab, niemand kannte mich in Homburg, dem Gericht legte ich den Paß des Barons von Helbern vor, und hier erkannte der Oberst von Helbern mich auch als seinen Neffen an. Man fand mich etwas verändert, aber meine Notizen setzten mich in den Stand, mit Sicherheit aufzutreten, da mußten alle Zweifel schwinden. Hätte ich den mir angebotenen Vergleich angenommen und mit der Hälfte der Erbschaft mich begnügt, so wäre ich längst in Sicherheit, ich wollte das nicht, denn wenn auch damals in Homburg ein Kellner Verdacht auf mich geworfen hatte, so war ich doch fest überzeugt, daß kein Beweis gegen mich gefunden werden konnte. Morgen sollten die Siegel hier abgenommen werden, sobald dies geschehen war, wollte ich diese Stadt verlassen. Aus der Ferne hätte ich Dir dann wohl alles gebeitet und Dich mit unserem Kinde zu mir gerufen, wir besäßen dann genug.“

Mit keiner Silbe hatte Jenny die Mitteilungen ihres Gatten unterbrochen, die hastig und stoßweise gemacht worden waren, nur der Zug unsagbarer Verachtung, der ihre fest aufeinander gepreßten Lippen umspielte, ließ ihn erkennen, wie sie darüber dachte.

„Und alles, was wir dann besäßen, wäre auf dem Wege des Verbrechens erworben gewesen!“ sagte sie.

„Den rechtmäßigen Erben würde dieser Verlust so sehr nicht geschmerzt haben,“ erwiderte er achselzuckend, während er mit großen Schritten auf und ab wanderte und die Blicke ruhelos durch das Zimmer schweifen ließ. „Jeder ist seines Glückes Schmied, das Glück sucht uns nicht, der Zufall wirft es uns vor die Füße, es kommt nur darauf an, daß man es erkennt und es schmiedet!“

„Seines Glückes Schmied!“ wiederholte sie mit schneidender Ironie. „Was hast Du Dir nun geschmiedet? Ein entehrendes Brandmal für Dich und unser armes Kind! Fliehe, so lange es noch Zeit ist! Verbirg Deine Schande hinter einem andern Namen, arbeite und entfuge Deinen Leidenschaften, vielleicht —“

„Begleite mich!“ unterbrach er sie in erregtem Tone. „Ich bin leichtsinnig gewesen, aber ich bin kein Verbrecher!“

„Nein!“ antwortete sie scharf. „Unsere Wege müssen für immer getrennt bleiben, ich will Dich betrauern als einen Toten. Beeile Dich, ehe die Häsher Dir den Weg versperren! Unten an der Straßenecke steht ein Wagen, in ihm erwartet Henry Flotwell Dich, er hat mir versprochen, für das Gelingen Deiner Flucht Sorge zu tragen! Wenn sie gelingt, so kann ich vielleicht den Baron bewegen, auf Deine Verfolgung zu verzichten, dann würde wenigstens unser Kind vor entehrender Schmach bewahrt bleiben! Lebe wohl für immer!“

„Nicht für immer!“ sagte er, und es klang jetzt eine tiefe Bewegung aus seiner Stimme. „Wir werden uns wiedersehen, Jenny!“

Sie machte eine abwehrende Bewegung und legte die Hand auf das Schloß der Thüre.

„Willst Du mir versprechen, ohne Zögern abzureisen?“ fragte sie.

„Ich verspreche es Dir!“

„So lebe wohl!“

(Schluß folgt.)

Der Schuhbazar in Kairo.

(Bild S. 440.)

Wie im Orient allgemein üblich: die Verkaufsmagazine nach Natur der Verkaufsgegenstände oder nach deren Herkunft zusammenzulagern, so reist sich auch in den Bazaren des orientalischen Lebens so charakteristisch widerpiegelnden Kairo ein gleichartiges Verkaufsgewölbe an das andere. Wer sich oder seiner Begleitung zum Beispiel einige der landesüblichen Süßigkeiten gekauft und vielleicht noch einer Fußbekleidung bedarf, hat erst eine lange Reihe dastehender Konsummagazine zu passieren, bis er, ganz unvermittelt, zu dem Schuhbazar gelangt, dessen wohlgeordnete Ausbildung wir heute unseren Lesern vorführen.

Es ist eine ehemalige Schule, in der sich die Schuhhändler Kairo's niedergelassen haben; von all der früheren Herrlichkeit des Gebäudes zeugt heute nur noch der prächtige, hülfvolle Thorweg, alles andere jedoch, Mauern und Zinnen, Fenster und Vergitterung, ist verwahrlost und verlottert. Da hängen sie denn in langen Reihen, an Stricken und Schnüren, die Ergüsse der ägyptischen Kollegen des heiligen Krippers, in allen Formen, landesüblichen und modernen, groß und klein, laut angepriesen vom beturbanten Verkäufer. Dazwischen hinein tönt der Ruf des Wasserträgers, der Koranpruch des Bettelermwisch, die Einladung des benachbarten Auktionenverkäufers. Abends, wenn die Magazine mit Tüchern geschlossen werden, hört jeder Verkauf auf und wärest du noch so pressiert, der Händler vertröstet dich mit einem würdevollen „Allah gebe dir Geduld!“ auf morgen, dir als mahnende Zugabe den Spruch mitgebend, daß „alle Eile vom Bösen“, — beherzige den und komme morgen wieder!



Monatlicher Gartenkalender.

März.

Obstgarten. Ist man im verflochtenen Monate mit dem Beschneiden der Obstbäume nicht ganz fertig geworden, so trachte man, diese Arbeit so bald als möglich zu vollenden, doch nehme man sie bei den Pfirsichbäumen noch nicht vor, weil diese sonst veranlaßt würden, ihre Blüten zu früh zu entwickeln, was wegen etwaiger Nachtfröste und kalter Witterung nachteilig wäre. Das Veredeln der Obstbäume muß jetzt begonnen werden und man hat bei den Kirschen, Pfäumen und Zwetschgen den Anfang zu machen, denn nach dem Monat März ist es überflüssig, diese Obstgattungen veredeln zu wollen, die Reiser wachsen nicht mehr an. Eine weitere Bedingung, um bei der Veredlung dieser Obstgattungen ein günstiges Resultat zu erzielen, ist die, keine frisch geschnittenen Reiser zu verwenden, sondern diese mindestens drei bis vier Wochen vor dem Gebrauch zu schneiden und an einem trockenen Orte einzuschlagen, damit sie, wie der Gärtner sagt, „etwas hungert werden“. Bei den Kirschen ist es gleichgültig, ob man das Spalt- oder Sattelpfropfen anwendet, bei Pfäumen und Zwetschgen aber notwendig, daß die Rinde des Geleites genau an die des Unterstammes (Wildlings) angepaßt werde. Dieser Monat ist zum Baumfag der geeignetste und man benütze daher den offenen, frostfreien Boden und die milde Witterung bestmöglich, um alle Arten

von Obstbäumen, Beerenobststräucher u. zu pflanzen, schlemme sie jedoch gut ein. Moos, Raupennester und alles Schlechte ist von den Bäumen zu entfernen, äußerliche Schäden sind auszuscheiden und zu vertreiben. Die Topfobstbäumchen werden an einer geschützten Stelle mit den Töpfen unter die Oberfläche des Bodens eingesenkt. Reinstämme und Wildlinge sind jetzt in die Baumschule zu setzen. Von den im Herbst eingebundenen jungen Obstbäumen nehme man die Umhüllung weg, grabe sowohl bei diesen als bei den alten die Scheiben um und dünge sie reichlich mit flüssigem Dünger. Von den im vorigen Jahre aufs schlafende Auge veredelten Stämmen nehme man den Verband ab, doch muß man sich zuvor genau überzeugen, ob die Verbindungen gut angewachsen sind, sonst ist es weit besser, bis nächsten Monat zu warten.

Man kann jetzt auch Schnittlinge von Beerensträuchern und Weinreben u. machen und Samen von Obstarten säen. An jungen Spolier- und Pyramidenbäumen suche man die Eier der Ringelraupe auf und schneide die ringsförmig um die Zwinge sitzenden Eier vorsichtig durch. Man kann jetzt auch Stecklinge von Quitten machen und Samen von Beerenobst anbauen, von welchem man neue Spielarten gewinnen will. Das in Kellern oder Kammern aufbewahrte Obst ist von Zeit zu Zeit durchzu-sehen, das Schlechte auszulesen und zu verbrauchen. Die Einfriedigungen sind auszubessern und die im Herbst gepflanzten, etwa durch den Wind gelockerten Bäume anzutreten und dabei Bänder und Pfähle zu untersuchen. Die Beete, auf welchen die Beerensträucher stehen, lockere man auf und dünge sie, wenn nötig. Den Raupennestern muß mit Eifer nachgestellt werden.

Gemüsegarten. In trocknen gelegenen Gärten sind bei günstiger Witterung die Beete umzugraben, wenn dies nicht schon im Herbst geschehen ist, und Samen von folgenden Gemüsegattungen darauf zu säen: Petersilie, Rorbei, Karotten, Pastinalen, Schwarze, Pfeffer- und Zuckerrüben, Kopf- und Schnittsalat, Kraut (Kopfkohl), Wirsing, Kohlrabi, Rorbeirüben, frühe Mairüben, Schnitt- und Braunkohl, Zwiebel u. Im Laufe des Monats kann auch eine zweite Erbsensaat gemacht werden. Wenn die Witterung warm ist und keine starken Nachfröste mehr zu fürchten sind, so kann man Ende des Monats die Frühkartoffeln in den Boden bringen. Sollte es dann noch empfindlich kalt werden, so bedecke man das Kartoffelfeld mit Laub oder strohigem Dünger, damit der Frost nicht zu den Knollen gelangen kann. Mit dem Zer-teilen und Umpflanzen verschiedener Küchengewächse, wie zum Beispiel Sauerampfer, Pfefferminze, Lavendel, Thymian, Salbei, Esdragon, Melisse u. kann man auch begonnen werden, das heißt, wenn sie im Trieb sind; zeigen sie aber noch kein Wachstum, so warne man mit dem Verpflanzen derselben bis nächsten Monat.

Wer Mistbeete angelegt hat, werde seine ganze Aufmerksamkeit diesen zu und sei namentlich mit dem Lüften sehr vorsichtig, damit die zarten Pflanzen kein kalter Luftzug treffe. Bei jedem, windstillen Wetter verjähne man es hingegen nicht, etwas zu lüften, doch so, daß die Fenster immer in gleicher Richtung mit dem Winde und nicht gegen denselben geöffnet werden. Abgefälschte Beete müssen durch frische Umschläge erneuert und nachts gut bedeckt werden und die Begießungen sind bei warmem Wetter und trockenem Winde stärker zu geben als sonst.

Die überwinterten, zum Samentragen bestimmten Gemüsesorten, wie Rohl, Mangold, Cichorien, Wodur und andere Kohlrabi, Rübenarten, Sellerie, Kettig u. jege man bei günstiger Witterung auf die für sie bestimmten Plätze.

Die vom Frost gehobenen Erdbeeren müssen fest angedrückt, die Beete bedeckt und frische, fette Erde zwischen die Pflanzenreihen gebracht werden. Von den Artischocken, Meer Kohl und anderen Wintergewächsen ist die Decke zu entfernen. Von den Spargelbeeten ist der lange Dünger hinwegzuschaffen, der kurze unterzu-graben und die Beete sind dann zu ebnen. Beim Umgraben der Spargelbeete muß man recht vorsichtig sein, das heißt darauf sehen, daß die Erde nicht verletzt werden. Will man die Beete noch anderweitig benützen, so kann dies durch Ausjäten von Fenchel, Dill, Anis, Bohnenstrauch oder auch Schnittsalat geschehen. Neu angelegte Beete, die noch keinen Ertrag liefern, bewerfe man nach dem Umgraben und Planieren mit einer acht bis zehn Centimeter hohen Lage stark verwesten Düngers. Gelotten, Sted- und Perlzwiebel müssen im Laufe des Monats gelegt, Knoblauch, Rosam-bolen, Schnittlauch verteilt und verjagt werden. Das Reimen der Erbsen kann man dadurch befördern, daß man dieselben etwa 48 Stunden vor dem Legen in nassem Sande aufquellen läßt. Alle Gartenbeete, die noch nicht umgegraben und gedüngt sind, müssen jetzt ohne Zeitverlust zum Empfang der im nächsten Monat zu pflanzenden Küchengewächse hergerichtet werden, doch darf dies nicht geschehen, solange der Boden noch zu naß ist. Die teilweise Erneuerung der Beete durch Zufuhr von frischer Erde ist höchst wohlthätig; auch die Bestreuung derselben mit Holzasche ist sehr vorteilhaft. Man kann von acht zu acht Tagen Ausjaaten von Radieschen, Sommerrettigen und Ackerjalt machen.

April.

Blumengarten. Alle Sträucher und Stauden, welche noch nicht umgepflanzt wurden, müssen spätestens bis Mitte des Monats an Ort und Stelle sein und gut angegossen werden. Eine Ausnahme davon machen die Nadelhölzer, die erst dann verpflanzt werden, wenn sie zu treiben beginnen. Die mit Stauden und Sträuchern beplanten Gruppen steche man um und steche die Ranten derselben, sowie die Rasentanten der Wege scharf nach der Form ab. Gegen Mitte oder Ende des Monats bestreue man die verschiedenen Rosen, sowohl hochstämmige wie niedrige, von ihrer Erde und schneide sie, lege jedoch abends einige Tannenzweige darüber und lasse sie, so lange noch starke Nachfröste zu befürchten sind, in ihrer niedergebogenen Lage. Die den Winter über in sand gesetzten Pfähle werden wieder eingeschlagen und die Rosen zu geeigneter Zeit daran gebunden; dabei ist darauf zu sehen, daß der Pfahl bis in die Krone hineinragt, um, wenn auch nicht gleich, so doch später die schwerer werdenden Triebe daran befestigen zu können. Nach dem Einschlagen der Pfähle und Anbinden der Rosen ist das Beet umzustechen und dabei ist Sorge zu tragen, daß in der Nähe der Pflanzen nicht zu tief gegraben wird, weil sonst die Wurzeln gefährdet werden. Pyramiden- und Säulenrosen läßt man so lange am Boden befestigt liegen, bis sich sämtliche Augen entwickelt haben, dann bindet man sie auf; geschieht das Ausbinden früher, so entwickeln sich die unteren Augen schlecht oder gar nicht. Dabei habe man ein machbares Auge auf schädliche Insekten und ihre Brut. Bei trockener, warmer Witterung verjähne man nicht, den neu gepflanzten Rosen und Sträuchern ab

und zu einen durchdringenden Guss zu geben und sie auch täglich einmal von oben zu überbrausen. Nicht austreibenwollende, neugepflanzte Rosen sind dünn mit Moos, Stroh, Schilf oder Papier und so weiter zu umbinden und den Tag über öfters zu besprühen; besser ist es aber, sie auf den Boden zu biegen, 4-6 Centimeter hoch mit Erde zu bedecken, öfter zu überbrausen und sie erst dann, wenn die jungen Triebe durch die Erddecke dringen, bei trübem Wetter aufzurichten. Die Anwendung dieses Verfahrens kann namentlich bei verspäteten Pflanzungen sehr empfohlen werden. Will man die Rosengruppen oder -reihen der einzelnen stehenden Rosen mit Samen von niedrigen, nicht zu sehr zehrenden „Sommer-sorblumen“ besäen (obwohl es nicht gerade zu empfehlen ist), so kann dies jetzt, wenn die Beete geerntet sind, geschehen. Auch können die Rosengruppen, Rabatten und andere Blumenbeete, wenn es bei letzteren nicht schon im Herbst geschehen ist, mit Früh-lingsblumen, als Silene, Penstemon, Bellis, Myosotis, Gentiana, Pechenellen und so weiter besetzt werden; vorteilhaft ist es auch, den Boden mit einer Lage alter Gerberlöhre, Fichtennadeln, verrottetem Dünger oder Torfstreu zu überziehen, um ihn gegen das Austrocknen und Festwerden zu schützen.

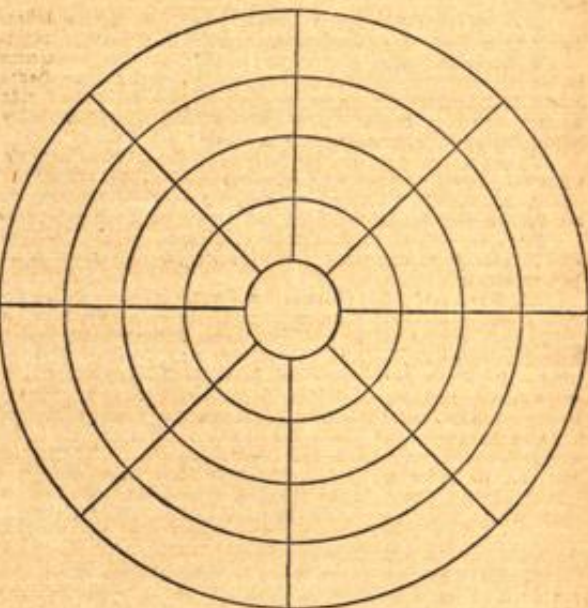
Wenn man viele Sommerpflanzen (einjährige Sommer-blumen) zu verwenden gedenkt, so kann man auf einer warm ge-legenen Rabatte mit leichter, guter Erde, welche bequem zu deden ist, seine Ausjaaten machen. Die mit Blumenzwiebeln besetzten Beete sind vorsichtig aufzulockern, die Blumen auszubinden und während der Mittagszeit etwas zu beschatten, damit sie nicht so rasch verblühen. Alle in Kellern, Gewölben und anderen Lokalen überwinterten Gemüschgewächse gewöhne man jetzt an Licht und Sonne, damit sie widerstandsfähig werden. Gegen Ende des Monats lege man die Georginenknollen (Dahlien). Kellensamlinge werden entweder einzeln in Töpfe oder auf gut zubereitete Gartenbeete gepflanzt und die in Töpfen gezogenen Keulen spätestens bis Ende des Monats in frische, nährhafte Erde umgepflanzt. Aurikeln und Primeln, überhaupt allen in Schutzbeeten oder Kaltbeeten über-winterten Topfpflanzen lasse man, so oft es die Witterung erlaubt, viel Luft und Sonne zukommen, schütze sie aber abends wieder vor Frost und anderen Unbilden der Witterung. Amaranthus, Gladiolus, Ogalis, Tyridia und so weiter können auch im Laufe des Monats auf sonnige geschützte Beete im Freien gelegt werden. Alle sonst leeren Beete und Rabatten sind jetzt zur Aufnahme der Pflanzen herzurichten. Die Ausjaat von solchen „Sommer-sorblumen“, welche auf Stellen, wo sie zu blühen haben, gesät werden müssen, wie beispielsweise Mohn, Rittersporn, Meido, Vinum und so weiter kann noch im Anfang dieses Monats geschehen. Sind die Pflanzen herangewachsen, so zieht man die überflüssigen her-aus und lockert die Zwischenräume mittels eines spitzen Holzes auf. In schattigen Gärten ist es in der Regel sehr schwer, die Gräserinsamungen zu beiden Seiten der Wege oder Rabatten, wenn man auch noch so oft frischen Rasen legt, in gutem Stand zu erhalten. Hier thut der schmalblättrige Schafschwengel (Festuca ovina var. enailolia) gute Dienste. Den Samen jät man auf irgend eine abseitige Ecke des Gartens im Freien aus und jät die Pflanzen, wenn sie circa 4-5 Centimeter hoch sind, 6-8 Centi-meter von einander entfernt auf die vorher gut umgearbeitete Einsamung und gießt sie gut an. Ueber Winter schlecht gewordene Rasenstellen können entweder mit wo anders ausgeflogenen Rasen-stücken ausgeteert oder aufgehäuft und mit geeignetem Grassamen besät werden. Zur Erlangung eines schönen grünen Rasens trägt das Bestreuen mit Chilisalpeter ungemein bei, nur muß dies bei feuchter und regnerischer Witterung geschehen. Es ist zu wieder-holen, daß alle später (im Mai) zu Bepflanzung der Gruppen und Rabatten dienenden Gemüschgewächse genügend erhartet und abgehärtet sein müssen. Hat man die zur Bepflanzung notwendigen Gemüschgewächse, wie zum Beispiel Pelargonien, Lobelien, Petunien, Heliotrop, Calceolarien, Begonien und so weiter nicht selbst, so bestelle man sie jetzt beim Handelsgärtner, um kräftige Ware zu bekommen. Aller Abraum ist auf den Komposthaufen zu bringen. Man stelle an schönen Tagen die Granat- und Lorbeerbäume, Oleander, Viburnum tinus, Rosmarin, Winterklopfen und so weiter ins Freie, schütze sie aber entweder die Nacht über oder bringe sie des Abends wieder in die Überwinterungslöcher zurück. Selbstver-ständlich müssen diese Pflanzen derart aufgestellt werden, daß sie nicht den rauhen Winden und dem hellen Sonnenlicht ausgesetzt sind; an letzteres müssen sie allmählich gewöhnt werden, denn nichts schädigt die aus dunklen Lokalen ins Freie gebrachten Pflanzen mehr als plötzlich darauf fallende Sonnenstrahlen.

Ein Märchenbau

Ist der Palast des jetzt entthronten Königs Thibo in Mandalay, mit seinen geschweiften Dächern, die sich terrassenförmig über ein-ander erheben, seinen prächtigen Spitztürmen, in Gold und Ju-welen funkelnd, durch Klippen, Plattformen, Geminie, geschmückte Fronten zu einem Gewirr der phantastischsten Art verbunden. Dieser Palast ist eine Festung für sich, denn ein dreifacher Palisadenwall schließt seinen Gürtel um das Heim der „goldglühigen“ Majestät. Wie andere morgenländische Königspaläste enthält auch jener von Mandalay Frauengewächser und Räume von fabelhafter Pracht ohne Zahl. In den goldschimmernden Räumen aber spielt unablässig die Intrigue und aus ihnen holt sich die finstere Mor-dlust des Königs seine Opfer unter Staatsdienern und Bluts-verwandten. Hauptstadt des englischen Besitzes ist Rangun, die von dem Könige Alompra — dem Gründer der jetzigen Dynastie — ins Leben gerufene „Siegesstadt“. In ihr liegt ein Wunder-bau, die sogenannte „goldene Pagode“, welche höchst wahrscheinlich das größte Gebäude der Welt ist. Sie erhebt sich auf einer ungeheuren gemauerten Terrasse, ist 90 Meter hoch und von acht-eckiger Grundform bei einem Umfange von fast 500 Meter, so daß ein Fußgänger ungefähr 7 Minuten braucht, um einen Rund-gang um sie zu vollführen. Das ganze Gebäude ist mit Blatt-gold bedeckt — eine Bedachung, die hinsichtlich ihres realen Wertes ganz unschätzbar ist. Zahllose Tempel und Buddhafiguren füllen das Innere. Nebenbei birgt dieses eine der kostbarsten Reliquien der Buddhisten, die „sieben Haare“ Gautamas, des letzten Buddha. Wenn die Anhänger des Nirwana eine Betrübniß beherrscht, ist es sicher nur die eine, daß die beiden wichtigsten Kultusstätten des Buddhismus auf fremder Erde, oder richtiger, in fremden Händen sind: der Tempel von Candy auf Ceylon, wo ein Zahn Buddhas aufbewahrt wird, und die goldene Pagode von Rangun, wo die sieben Haare des Religionsstifters ruhen. Der Zahn ist freilich

nicht echt, denn schon 1560 geriet er in die Hände der Portugiesen. Damals soll der König von Pegu den Besitzern der kostbaren Reliquie 400,000 Goldstücke geboten haben. Der portugiesische Vizekönig aber, offenbar von der Geizgier bezaubert, schlug das Anerbieten aus, und der Zahn wurde noch in demselben Jahre in Goa öffentlich verbrannt und seine Asche in das Meer gestreut. Die Abgötterei aber pflegt ein kurzes Gedächtnis zu haben. So geschah es, daß der Zahn schon am Morgen nach der Verbrennung in einer Lotusblume des Tempels in Candy aufgefunden wurde, wo ihn Buddha selbst hingelegt hatte.

Kreisrätsel.

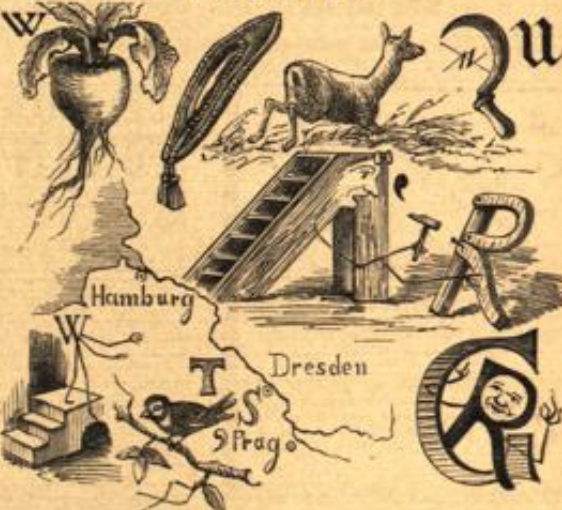


Nun laßt mir auf, ich weise euch, wie's richtig wird gemacht, Ihr seht, es ist ein jeder Kreis geteilt in Felder acht. Nun seht mir in den kleinsten Kreis acht! Letztern richtig ein. Wenn ihr sie lest, muß es ein Land bekannt durch Streiche sein. Dann nehmt den ersten Buchstaben her, seht drei dazu gewandt Und fällt die Felder alle aus bis an den äußern Rand. Das erste Wort, die Regel nimmt als Nebenbuch es auf, Das zweite weist eine Schweizerstadt, unweit des Rheines auf, Das dritte bei den Göttern war als Reinerin beliebt, Das vierte ist eine Kaiserstadt, wie's keine zweite gibt, Das fünfte in Arabien liegt, wo ragt der Palme Schaft, Das sechste ist, wie Goethe sagt, ein ganz besond'rer Saft, Das siebente heißt sorglich ein manch fankelnd Prachtgeschmeid, Das achte, wer's von oben kriegt, verfällt in Reu und Leid. Und wenn du, lieber Leser, jekt den äußern Rand umfährst, Ergibt's ein nordisch Schauspieler, — wer laßt es nun zuerst!

Auflösung des Rätsels Seite 419:

Herr. Herr.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 419:

Glimpf geht über Schimpf.

In Nummer 27 unserer

„Deutschen Romanbibliothek“

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14tägigen Heften 35 Pf. pro Heft.

hat neu begonnen:

Blinde Liebe.

Roman von
Hugo Klein.

In das Abonnement auf die „Deutsche Roman-bibliothek“ kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Post-anstalt, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht. Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Döbner.

Kleine Korrespondenz.



E. v. R. in Graz. Handschriftenprüfungen veröffentlichen wir hier mehr.

Langjähriger Abonnent in Rottbus. Sie thun am besten, Ihre Anfrage direkt an die vorgelegte Behörde des Betreffenden zu richten. A. W. in B. Jägersche Wollunterleider werden in lauwarmem Wasser mit der sogenannten Normalwollwollseife, die Sie in den Handlungen mit Jägerschen Kleidern finden, gereinigt. Die Wäsche darf nicht gerieben werden, sonst färbt sie. Damit die Kleider ihre Form beibehalten, sind sie in feuchtem Zustande zu dehnen.

D. von S. in Berlin. Die Bevölkerung Roms bestand nach den letzten statistischen Angaben mit Ende Dezember 1885 aus 345,086 Seelen.

H. B. in Gießen. Betreffendes hat Aufnahme gefunden und ist, wie Sie sich überzeugt haben werden, auch bereits im Druck erschienen.

Abonnent A. J. in Dortmund. „Sporn“ erscheint in Wien und ist zum Abonnementspreis von 11 Mark pro Quartal durch die Post zu beziehen.

Th. Krawatzki, Oberförster in Grätz. Wegen richtiger Bereitung des Fleischmehls raten wir Ihnen, sich an die Redaktion der „Jhs. Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhaber“, Berlin, Delflandstraße 81, oder an die Redaktion der „Deutschen Fischereizeitung“ in Stettin, zu wenden. Als Futter für Forellen und Karpfen empfiehlt sich nach der „Deutschen Jagdzeitung“ abgesehen auch ein Gemenge aus 65 Teilen Fleischmehl, 3 Teilen gemahlenem Leinsamen, 2 Teilen Rapskuchenmehl, 10 Teilen Mais oder Bohnen, 10 Teilen Erbsen und 10 Teilen bestem Weizen, kühnlich geknetet. Dies Gemenge wird mit 10 Teilen Kochsalz und Wasser zu einem feinen, jähren Brei geknetet und auf Bretter, welche mit Nadeln befestigt sind, zum Trocknen ausgebreitet. Ein Zulaß von gekochtem Maiskorn verleiht vielleicht eine größere Festigkeit der Fische. Man sollte etwa 50 Teile Fleischmehl auf 15 Teile Maiskorn rechnen.

Waldröschen in B. bei W. Das Gedicht ist von Venn, nicht von Heine. Freundlichen Dank für Ihre wohlwollende Anerkennung; der Roman ist jetzt auch in Buchform erschienen.

Hrn. Reinb. Dr. in Fr. Vom Jahrgang 1880 unserer Journalen können Sie, wenn Sie bald befehlen, ein broschirtes Exemplar zum ermäßigten Preise von 3 Mark von unserer Verlagshandlung noch erhalten.

Baron A. auf Schloß A. Für diesen Zweck wird Ihnen die in Rottbus erscheinende „Chemikerzeitung“ mit ihrem Supplement: „Chemisches Repertorium“, am besten dienen.

A. F. in St. Ganz richtig. Mit den Ideen ist's wie mit den Seiten: wenn man eines hat, findet man viele.

Wichtige Lösungen von Rebus, Rätheln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: A. Reuter, Berlin; G. Hiller, Chicago; H. W. Mauerbach, Wien; Helene Schmitt, Lüttich; A. Vol, Stuttgart; Toni v. Sandern, Berlin; G. Freier, Hannover; Wilfred Huth, Melbourne; A. W., Jena; Gustav Steiner, New-York; Fanny Brilt, Wieden a. B.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

G. E. in R. Eine belegte Zunge bei sonst bestem Wohlsein hat nichts zu bedeuten. Vor dem Abkühlen derselben ist zu warnen.

F. S. in S. Derartige ausschließliche Anhalten sind uns nicht bekannt.

M. R. Die Perusalbe von L. Dillenberger in Offenbach a. M. ist gegen aufgesprungene Lippen und Hände, sowie gegen Frostbeulen und Brandwunden empfohlen und soll sich hierbei sehr gut bewähren.

Dr. Sch.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Mine von St. Gerolot, Roman nach dem Englischen von W. Wenna. Fortsetzung. — Der Wäldchenmarkt in Siebenbürgen, von Remo Ceban. — Die Himmelskonstellationen im Jahre 1886, von G. R. — Lebensregeln. — Die verhängnisvolle Diamantinsel, Humoreske von Viktor Rodde. — Abenteuerliche Schicksale, von Dr. Max Forsting. III. — Auf Besuch beim Sohne, von L. Th. — Vorbereitung zum Kaisertheater. — Seines Vaters Schicksal, Roman von Oswald August König. Fortsetzung. — Der Schachbazar in Rio, von A. R. — Natur und Leben: Monatlicher Gartenkalender, März, April; Ein Märchenbau. — Kretschmer. — Bilderzähl. — Kleine Korrespondenz. Illustrationen: Die Mine von St. Gerolot. — Ich kann nicht nach Hause gehen, Dugh. — Jagd im Thierpark. — Auf Besuch beim Sohne, Gemälde von W. Wenna. — Wäldchenmarkt in Siebenbürgen, nach einer Skizze von Remo Ceban. — In einem Schachbazar in Rio, Zeichnung von G. Fenn. — Vorbereitung zum Kaisertheater, Zeichnung von J. Taylor.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Zu Osterfest-Geschenken

besonders empfehlenswerthe Werke.

Georg Ebers, Eine Frage. Dyst. Vierte durchgesehene Auflage. Mit einem Titelbild in Lithdruck. In feinem Einband mit Goldschnitt. Preis M. 5. —

Georg Scherer, Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie. Erste vermehrte Auflage. Mit vielen Vorwörtern und Illustrationen. Original-Prachtband mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Ferdinand Freiligrath, The Rose, Thistle and Shamrock. A book of English poetry. Fifth edition. With illustrations. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Eugène Borel, Album lyrique de la France moderne. Sixième édition, revue et augmentée par C. Villatte. Avec 12 gravures sur bois. Fein gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. —

Gerhard v. Arnim, Peter Quindams. Eine Dichtung in 12 Gesängen. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 8. —

Auguste Meyer, Dichten und Denken. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 4. 50.

Serman v. Schmid, Winland oder Die Fahrt ums Welt. Erzählende Dichtung. Fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Verzierung. Preis M. 8. —

Prinz Emil zu Schönau-Carolath, Lieder an eine Verlorene. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 4. 50.

August Silberstein, Mein Herz in Liedern. Vierte Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt und reicher Pressung. Preis M. 6. —

Friedrich Theodor Fischer, Lyrische Gänge. Fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt. Preis M. 7. 50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Robseidene Bastkleider (ganz Seide) Mk. 15. 80 Pf.
per Kompl. Robe, sowie schwerere Qualitäten versendet bei Abnahme von mindestens zwei Roben sofort ins Haus das Seidenfabrik-Depôt **G. Henneberg** (R. u. A. Hoffel.)
Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pfennig Porto.

Farbige seidene Faile Française, Surah, Satin merveilleux, Atlaste, Damaste, Ripse und Taffete
Mk. 2. 20 Pf. per Meter bis Mk. 12. 25 Pf. verl. in einzelnen Roben u. Stücken sofort ins Haus das Seidenfabrik-Depôt **G. Henneberg** (R. u. A. Hoffel.)
Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Zwanzigjähriger Erfolg!
Das bis jetzt bekannteste, einzig wirkliche sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist **Professor Dr. Modenis Bart-Erzeuger**.
Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren. Absolut unschädlich für die Haut. Diskretester Versand. Flacon Mk. 2. 50. Doppelflacon Mk. 4. Allein echt zu beziehen von **Giovanni Borghi in Köln a. Rh.**, Eau de Cologne- und Parfümeriefabrik. 1016

Spezialarzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auch heimlich alle Arten von **Blutkreisl., Frauen- und Hautkrankheiten**, sowie **Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenerkrankung**, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit Sicherheit und schnellstem Erfolge. 1090

Letzte Auszeichnung Amsterdam 1883 Goldene Medaille.
Kupferberg Gold.
Deutscher Seil-Seiler Qualität.
Chr. Alt. Kupferberg & Co. Mainz.
Hauptniederlage: Köln, Hauptstr. 10. Zu beziehen durch alle Warenhäuser, Handlungen.

Acotsharmonika
für Gärten u. auf Dächern, enthält harmonisch schon bei schwachem Winde, Stiefel Mk. 4. 50. II. Mk. 6. —, mit Hartem Ton Mk. 8. —. Mit vergold. Wetterfahne Mk. 4. — mehr. Illustrirte Preisblätter.
Adolf Klinger, Reichenberg in Böhm. 1117

Spezialfabrik für Sadeapparate Zimmerdouchen,
beste und zweckmäßigste Badeeinrichtung in vorzüglicher Konstruktion, von weltbekanntem Renommee und von ärztlichen Autoritäten empfohlen. Lieferung der **Verein-Fabrikanten zur Herstellung von Sanitätsgerätschaften** (vorm. Bismarck-Fabrik) **G. Waquet, Reichenberg** u. Berlin NW, Friedrichstr. 21. Hoffel-Verkauf mit 18 goldenen Ausstellungsmedaillen prämiiert. Preis-courant franco. 942

LEONHARDI'S TINTEN
Rühmlichst bekannt. Mit ersten Preisen ausgezeichnet.
Zu haben in den meisten Papier- u. Schreib-Geschäften, des In- u. Auslandes.
AUG. LEONHARDI, DRESDEN.
Erfinder der berühmten patent. ALKALINTINTEN (echte Essigsäure) unter u. anderer beliebiger SCHRIFT- u. COPIR-TINTEN, sowie verwandter SPECIALITÄTEN.

M. 12 M. 12
Nürnberg 1882
Nürnberger Sackuhren
Gustav Speckhart Hof-Uhrmacher
NÜRNBERG

Die Verunstaltungen
des Körpers und ihre schmerzhafteste Heilung von Dr. med. Gleich.
Mittel gegen Narben und Geschwüre jeder Art, gegen Flecken, Furchen und Hautirritationen. Vertriebt von Apotheken und den besten Ärzten aus dem Grunde u. c.
Preis 1 Mk. 50 Pf.
Verlag von G. C. Mann Jr., Leipzig.

PARIS
GRANDS MAGASINS DU Printemps
GRÖSSTES MODEMAGAZIN

Seidenstoffe, Wollstoffe, Tuche, Cattone, Damenkleider, Kleider, Mantel, Mädchen- und Knabengarderobe, Unterröcke, Morgenkleider, Ausstattungen für Damen u. Kinder, feine Damenwäsche, Corsetten, Spitzen, Leinen, Taschentücher, Weisswaren, Vorhänge, Möbelstoffe, Polsterwaren, Möbel, Betten, Hemden, Strumpfwaren, Herrenkleider, Regenschirme, Handschuhe, Shawls, Cravatten, Blumen, Federn, Posamentieren, Bänder, Kurzwaren, Pariser Nippachen, Silberzeug, Parfümerien, Galanteriewaren, u. s. w.

Man verlange
das **PRACHTVOLL ILLUSTRIRTE ALBUM**, enthaltend 541 neue Modekupfer für die Sommer-Saison, welches

Soeben erschienen
(in deutscher oder französischer Sprache).
Die Zusendung desselben erfolgt gratis und franco auf frankierte Anfragen an

Jules JALUZOT & Co
in **PARIS**
Mustersendungen der grossartigen Vorräthe des **PRINTEMPS** ebenfalls franco. Wir bitten dabei um genaue Angabe der gewünschten Stoffe.
Spedition nach allen Weltgegenden.

Egmont Hammer,
Forst i. L.,
Zugfabrik.

Verkauf von Buckelstücken zu Herren- und Knaben-Anzügen, schwarzen Fächern, Kammergarnen u. in beliebiger Meterzahl direct an Privats in Fabrikpreisen.
Muster und Aufträge über 20 Mk. postfrei.

Briefliche Kaufmännische Ausbildung
Prospect, Probebrief gratis, franco.
Erstes Deutsch-Handels-Lehr-Institut
Otto Siede-Elbing.

AU BON MARCHÉ
Firma **Aristide Boucicaut**
Nouveautés **PARIS.**
Billige und reelle Bedienung ist der beständige Grundzug der Firma **AU BON MARCHÉ.**

Das Haus „Au Bon Marché“, welches seine Bauten unaufhörlich erweitert, ohne kaum jemals dem heftigsten Andrang des geehrten Publikums zu genügen, eröffnete vor kurzem einen ansehnlichen Teil seiner Neubauten, infolge welcher die Grundfläche des Lagers nunmehr 10,000 Quadratmeter (ein französisches Hektar) übersteigt.

Wir beehren uns, die höchste Dankbarkeit zu bekunden, daß die Ausgabe unserer illustrierten Preis-Courants für die Sommer-Alben erschienen ist, und wird derselbe auf Verlangen jedermann portofrei zugesandt werden.

Ebenso verbleiben wir uns dankbar, daß die Ausgabe unserer neuesten **Seiden- und Wollen-Modestoffe, Tuchstoffe, bedruckten Stoffe** u. s. w. sowie auch die Album, Bilderbogen und Abbildungen der von unserer Firma geschaffenen neuen **Toiletten, fertigen Roben und Kostüme, Mäntel und Überwürfe, Damenhüte, Röcke, Unterröcke und Morgenröcke, Anzüge für Knaben und Mädchen, Badestühle, fertige Weisswaren und Leibwäsche, Sonnen- und Regenschirme, Handschuhe, Krawatten, Blumen, Federn, Kinder- und Damenschuhe, Articles de Paris** u. c.

Wir bringen in Erinnerung, daß die Einrichtung unseres Expeditionshauses in Köln a. Rh. und gehalten, alle Bestellungen von 25 Franken aufwärts, mit Ausnahme der Möbel und Feinporzellan, in unserer Katalogen (speziell beschrifteten Briefen, nach ganz Deutschland portofrei bis zum Bestimmungsort zu liefern. Nur der eigentliche Eingangspost ist vom Empfänger zu tragen.

Das Haus Au Bon Marché hat für den Verkauf keine Filialen, Reisende, Agenten oder sonstigen Vertreter. Vor jedem Angebot bedarf Vermittlung wird ernstlich gewarnt. 1112

Der köstlichste und zugleich gesundeste Erfrischungsgetränk ist kohlensäurehaltiges Weiss mit 1/2 echtem Magenbier von August Wöhrle in Baden. 1045

Sprachheilanstalt Eisenach i. Thür.
Für Stotterer, Stammer u. c. — Heilvers. mehrfach staatlich ausgezeichnet.
Rudolf Denhardt, jetz. Eisenach i. Thür.
Donator nach Heilung. — Prospect gratis. 1115

Nur echt mit dieser Schutzmarke.
Professor Dr. Lieber's **Nerven-Kraft-Elixir**
Für dauernden, tabakalen und sicheren Genuß aller, selbst der hartnäckigsten Nervenleiden. Darnach Heilung von Bleichsucht, Angstgefühlen, Kopfschmerzen, Migräne, Herzklopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden etc.
Dies Elixir bewirkt das jeder Flasche beiliegende Zirkular. Preis 1/2 Fl. Mk. 5. —, ganze Fl. Mk. 9. —, gegen Einsendung oder Nachnahme.
Haupt-Depot: **M. Schulz,** Hannover, Schillerstr. Depots: **Hilke-Apothek.** Stuttgart. **Böhm u. Angewandte-Apothek.** München. **Engel-Apothek.** Würzburg. **St. Anna-Apothek.** Augsburg. **Zentral-Apothek.** Reg. **Weissen-Apothek.** Straßburg i. El. **Einhorn-Apothek.** Albin. **Glücksberg.** Pharmacie internationale Hamburg. **Kaiserwall 25.** Böhm-Apothek. Halle a. S. **Albert-Apothek.** Leipzig. **Adler-Apothek.** Stettin. **Ring 30.** Rote Apotheke. **Potsdam.** **Apoteke u. golden. Anker.** **Grabow-Stettin.** **Alte Feld-Apothek.** **Wien.** **Stefanplatz.** **Apothek.** **B. Hartmann.** **Stettin.** **U. Schödel.** Ferner zu beziehen durch: **Dr. Wöhrle'sch. Reg.** **Frankfurt a. M.** **Chernplatz.** **G. F. Dahms.** **Berlin.** **Kommandantenstr. 8.** **Albert Rasmann.** **Danzig.** **Otto Wöhrle.** **Adnigsberg i. P.** **Sachsemer-Strasse 44.** 908

Chemische Wasch-Anstalt
Reinigung jeder Art
Judlin
Herren- u. Damen-Garderobe, Wäsche, Teppiche, Polstermöbel, u. c.
Färberei
Judenstr. 10
Judenstr. 10
Judenstr. 10

Tamarinden-Conserven.
allein. Vorfort. Apoth. KANOLDT, Göttingen.
Milch- und reines reinesstendes Nahrungsmittel (gegen Hämorrhoiden, Migräne, Congestionen u. c.) — **Consistenzform** — von angenehmem Geschmack, erfrischender belebender Wirkung auf das Verdauungssystem, Verdauung und Appetit nicht störend, verträglich für den schwächsten Magen.
Preis 1 Schachtel 80 Pf. in den Apotheken.
Alle Präparate dieses Namens sind Nachahmungen; man verlange ausdrücklich **Kanoldt'sche Conserven.**

Stottern
heilt auf Grund neuer Erfahrung u. wissenschaftl. Fortschritt u. schnell laut zahlr. Zeugnisse **Soph. & Fr. Kreuter, Hofstad i. W.**
Unterr. individuell. Honor. n. Zeitl. **Planinos.** billig, bar od. Raten. Kostenfrei Probeführung, Prospect gratis. **Fabrik Wiedensaufer, Berlin NW.**

Nasensorrektur.
Unschmerz. milchformige Nasen korrigiert zur proportionierten Form die kostenthetische Nasen in Nasen-Öl, Schwitz, Entfernung gratis und franko. Porto hier 20 Pf. 1114
Seirat
Reine Heiratvorläufe erhalten Sie sofort im verschlossenen Couvert (brosch.) Porto 20 Pf. **General-Anzeiger.** Berlin NW. 61. H. Damm 101.